

Für und wider Karl May

Siegfried Augustin (Hrsg.) „Für und wider Karl May“ / Materialien zur Karl-May-Forschung, Band 16, Ubstadt, 1995 (<http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/matkmf/16/matkmf16.pdf>)

In dem Buch sind zahlreiche Arbeiten im Faksimile wiedergegeben, die sich positiv oder negativ mit Karl May beschäftigen. Es enthält umfangreichere Arbeiten:

Max Dittrich (10.06.1844 – 10.05.1917): Karl May und seine Schriften (1904)

[http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/diverse/dittrich/Dittrich_Karl_May_und_seine_Schriften.pdf]

Heinrich Wagner (1868 – 1922): Karl May und seine Werke (1907)

[http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/diverse/wagner/Wagner_Karl_May_und_seine_Werke.pdf]

Franz Weigl (1878 – 1952): Karl Mays pädagogische Bedeutung (1908)

Ernst Weber (05.07.1873 – 1948): Karl May (1903)

Karl Wilker (06.11.1885 – 23.05.1980): Karl May – ein Volkserzieher? (1910)

und kürzere Auszüge aus Zeitschriften und Büchern, die lediglich den jeweiligen Abschnitt mit Bezug auf Karl May wiedergeben. Diese Zitate werden hier im Neusatz zusammengefasst. Der Text wurde zeichengetreu erfasst, am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen. Ergänzungen/Anmerkungen sind in [] eingefügt.

Es handelt sich dabei im einzelnen um:

[Veremundus](#) (= Carl Borromäus Johann Baptist Muth, 31.03.1867 – 15.11.1944): Steht die Katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Verlag Franz Kirchheim, Mainz **1898**. Hier: Seite 70 – 72.

[Ludwig Freytag](#) (03.05.1842 – 17.12.1916), in: Pädagogisches Archiv, Monatsschrift für Erziehung und Unterricht, herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Freytag, Verlag Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig **1905**. Hier: Seite 484 – 487. Der Karl May betreffende Abschnitt auf S. 486 ist hier durch einen anderen Schrifttyp hervorgehoben, aber die gesamte Rezension wirft ein interessantes Schlaglicht auf die Jugendschriften-Diskussion zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

[Ansgar Pöllmann](#) (21.09.1871 – 20.06.1933): Aus den letzten Tagen Karl Mays, in: Rückständigkeiten / Gesammelte Aufsätze von P. Ansgar Pöllmann O.S.B., Verlag von Friedrich Alber, Ravensburg **1906**. Hier: Seite 136 – 148.

[L. Schulmann](#) (= Laurenz Kiesgen, 03.12.1869 – 19.02.1957): Karl May und die Erzieher. In: Der Schulfreund, Monatsschrift zur Förderung des Elementarschulwesens und der Jugend-Erziehung. 62. Jahrgang, 10. Heft, Juli **1907**. Hier: Seite 451 – 461.

[H. K.](#) (Autor nicht ermittelt): Karl May – ein Jugendschriftsteller?, in: Rundschau auf dem Gebiete der Jugend-, Volks- und Geschenk-Literatur für katholische Eltern, Lehrer und Erzieher. Nummer 69, 16. Jahrgang, Nr. 4 / Beilage zu: Katholische Schulzeitung für Norddeutschland, 26. Jahrgang, Nr. 31, 29.07.**1909**.

[Heinrich Falkenberg](#) (Schriftsteller und Pfarrer zu Vernich, gest. vor 1929): Wir Katholiken und die deutsche Literatur, Verlag Carl Georgi, Bonn **1909**. Hier: Seite 173 – 175.

[Anonymus](#): Karl/Carl May. in: „Würzburger Glöckli, Wochenblatt für städtische und gesellschaftliche Interessen, Literatur und Kunst“, Würzburg, 30.04./07.05./14.05.**1910**.

[Heinrich Wolgast](#) (26.10.1860 – 29.08.1920): Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. 5. Auflage, Selbstverlag, Hamburg **1911**. Hier: Seite 178 – 183.

[Hermann Cardauns](#) (08.08.1847 – 14.06.1925): Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs, Verlag Bachem, Köln **1912**. Hier: Seite 196 – 207.

Veremundus (Carl Borromäus Johann Baptist Muth)

Steht die Katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?

III.

Unsere Autoren.

Wenn wir es versuchen, uns über den gegenwärtigen Stand der höheren katholischen Unterhaltungslitteratur einen Überblick zu verschaffen, so wird uns sofort die sehr bedenkliche Thatsache auffallen, daß wir fast keine männlichen Autoren haben. Zu nennen sind eigentlich nur: Anton Schott, Ad. Jos. Cüppers und H. Hansjakob. Der Jesuit J. Spillmann und der Abenteurer Karl May kommen hier wohl nicht in Betracht. Sie sind ihrer ganzen der Erzählung angehörenden Art nach Jugendschriftsteller und stehen daher außerhalb der Grenzen unserer Broschüre. Selbst Hansjakob gehört wohl kaum so recht hierher. Ich habe ihn genannt, weil er einige Abstecher in's Gebiet der Novellistik gemacht hat; aber keines seiner derartigen Werke kommt über die Skizze hinaus. Doch ist immerhin Eigenart darin, und insofern glaubte ich ihn wenigstens aufführen zu müssen.

Es bleiben genau genommen also Summa Summarum zwei männliche Autoren, die sich das Gebiet des Romans und der Novelle für ihr litterarisches Schaffen ausersehen haben, und auch diese beiden stehen mehr oder minder noch im Anfang, sodaß sich über ihre weitere Entwicklung noch nicht viel vorhersagen läßt.¹

[... ..]

Seit mehreren Jahren ist als vielgepriesener Ersatz für derlei Liebesromane der Abenteuerroman stark in den Vordergrund getreten, und der „Hausschatz“ hat das zweifelhafte Verdienst, ihn unter der Firma Karl May in weiten Kreisen eingebürgert zu haben. Nun, wenn es ein Drittes nicht gäbe, so muß ich schon offen gestehen, wäre mir der Abenteuerroman doch noch lieber als der Kuppel- und Familienkatschroman². Aber da es dies Dritte recht wohl gibt, und da es sich außerdem bei dem Abenteuerroman bis heute nur um solche von Karl May handelt, so darf man wohl sagen, daß auch dieser „Ersatz“ nicht viel höher als das Ersetzte anzuschlagen ist. Zur litterarischen Geschmacksverderbnis haben die Karl Mayschen Romane sicherlich viel beigetragen, und wenn der „Hausschatz“ die durch seinen Karl May-Kultus gerufenen Geister heute nicht mehr los wird, so ist das angesichts der letzten Geschichte „Im Reiche des silbernen Löwen“ schon ein bedenkliches Zeichen. Daß diese reiselitterarischen Taxiliaden mit ihren als *captationes benevolentiae* eingeflochtenen religiösen Phrasen übrigens auch vom erzieherischen Standpunkt aus nicht ganz einwandfrei sind, das beweist nebst dem in einzelnen Internaten erlassenen Verbot dieser Lektüre eine im Mai d. J. durch die Blätter gegangene Notiz, worin aus Bamberg berichtet wurde: „Das von hier entflozene, sehr jugendliche Liebespärcchen wurde heute in der fränkischen Schweiz aufgegriffen. Man hatte vermutet, es sei ins Ausland geflohen. Der Junge, dem die Karl Mayschen Romane den Kopf verdreht haben, war schon im vorigen Jahre nach Triest durchgegangen, um sich nach Arabien einzuschiffen.“

Ein überspannter Junge kann natürlich aus jedem Roman den Anstoß zu „Geniestreichen“ erhalten. Ich erwähne die Thatsache hier nur, weil die Karl Mayschen Romane von mancher Seite, gestützt auf zahlreiche vom Verleger reklamemäßig ausgenützte bischöfliche Empfehlungen, als das *non plus ultra* einer

¹ Anton Schott [1866-1945] schildert vorwiegend das Leben seiner böhmischen Heimat. Seine Art zeichnet sich durch herbe Einfachheit und schlicht poetische Auffassung der Natur und ihrer bäurisch-kraftvollen Menschen darin aus. Er kann, wenn er sich nicht durch hastige Produktion schädigt, noch sehr Erfreuliches leisten.

Das Gleiche, und in Rücksicht auf seinen weiteren Stoffkreis vielleicht in noch höherem Maße, gilt von Ad. Jos. Cüppers, [Adam Josef Cüppers, 1850-1936] der mit künstlerischen Absichten an seine Vorwürfe herantritt und z. B. in dem Roman „Im Banne der Wiedertäufer“ das Streben bekundet, eine künstlerische Idee in geschlossener Handlung objektiv zur Darstellung zu bringen. Der Roman zeichnet sich dadurch von vielen anderen hochgepriesenen Romanschöpfungen auf katholischer Seite vorteilhaft aus.

² Der „fromme“ Familienkatschroman, wie er z. B. unter dem Titel *Mariquita* [von Charles Sealsfield!!] im 31. Jahrgang von „Alte und Neue Welt“ vertreten war, gehört natürlich auch hierher. Vom wahrhaft religiösen Roman ist er um Siriusweiten entfernt.

gediegenen Familienblattlektüre gepriesen werden und in weiten Kreisen etwas anderes gar nicht mehr neben ihnen aufkommen kann.

Um Karl Mays auf rein stoffliche Wirkungen berechnete Reiselitteratur übrigens auch in ihrer ganzen litterarischen Bedeutungslosigkeit zu erkennen, braucht man sie nur etwa mit Sealsfields (Karl Postl's) exotischen Novellen und Romanen oder auch mit Bret-Hartes Kalifornischen Erzählungen zu vergleichen.

[... ..]

293. Ellendt, G., Prof. Dr., Direktor des Königl. Friedrichs-Kollegium in Königsberg i. Pr. **Katalog für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten**, nach Stufen und nach Wissenschaften geordnet. 4. neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Halle, 1905, Waisenhaus.

Ein Katalog dieser Art kann viel Gutes stiften, denn es gibt sehr viele, sonst höchst gediegene Kollegen, denen die Jugendliteratur wenig vertraut ist und die doch in die Lage kommen, für eigene oder fremde Kinder solche Bücher anzuschaffen oder gar die Verwaltung einer Schülerbibliothek zu übernehmen. Wer aber einen solchen Katalog herausgibt, übernimmt eine große Verantwortlichkeit, denn er soll für das, was er empfiehlt oder verwirft, mit seinem guten Namen einstehen, und er wird da nicht selten in eine schwierige Lage kommen. Ich entsinne mich, einmal ein Buch zur Besprechung erhalten zu haben, das mir absolut mißfiel; aber aus Furcht, dem mir direkt unsympathischen Verfasser unrecht zu tun, schrieb ich drei oder vier Rezensionen hintereinander und verwarf sie endlich alle, um anderen Berufenen das Urteil zu überlassen. Man mag dies Verfahren als pedantisch mißbilligen; ich halte es heute noch für die Pflicht eines vornehmen Menschen.

Herr Direktor Ellendt sieht die Jugendliteratur ungefähr ebenso schwarz an wie die Herren Wolgast und Konsorten; merkwürdig, wie sich die Extreme berühren! Nun, jedenfalls kann man erwarten, daß ein Mann der Wissenschaft, dem es sein Amt vergönnt, seine ganze Muße der Jugendliteratur zu widmen (schriftstellerisch ist er wenigstens nach Ausweis des Kürschnerschen Literaturkalenders von 1902 nicht aufgetreten), es mit diesem Ehrenamt, vor dem ich mich kreuzen und segnen würde, sehr schwer, sehr ernst, sehr objektiv nimmt. Und verantwortlich ist Herr Direktor Ellendt für seinen Katalog unbedingt, denn er sagt (Vorwort S. VIII) ausdrücklich, und zwar mit gesperrter Schrift, daß seine Zusammenstellungen durchweg auf eigener Lektüre beruhen. Allen Respekt! Ich hatte mir eingebildet, mich auch zu den berufenen Kennern zählen zu dürfen; aber vor dieser Riesenbelesenheit muß ich schweigend zurücktreten.

Über die Einrichtung einer Schülerbibliothek wird im Septemberhefte gesprochen, und da bescheide ich mich; ich will nur kurz erwähnen, daß ich eine Gesamtbibliothek den Klassenbibliotheken nach mehr als 20jähriger Erfahrung vorziehe.

Schon beim Lesen der Vorrede berührte es mich seltsam, daß der Verfasser in die von den Wolgastianern mit lautem Lärm angestimmte Jeremiade über die [485] Minderwertigkeit der Jugendliteratur einstimmt, und es fiel mir auf, daß er (S. VI) es entsetzlich findet, wenn ein Quartaner (?) seinen Eltern und Geschwistern Ebers' „Uarda“ vorliest(?). Ein Quartaner liest so etwas vor? Respekt vor einem so seßhaften Quartaner! Aber ich hatte immer gemeint, an Ebers' Romanen (wie man immer über sie denken mag) sei die Keuschheit jedenfalls anzuerkennen.

Daß der Verfasser die Literatur über die Literatur beherrscht, erkenne ich willig an; allerdings bestärkt mich diese Übersicht aufs neue in der Überzeugung, daß ich ein Ansuchen, so etwa „Tausend empfehlenswerte Bücher“ aufzustellen, unbedingt von mir weisen würde. Denn zweifellos ist vielen unseres Standes ein pedantischer Zug eigen, der uns nicht eben lebenswürdig macht. Ich weiß noch wie heute, daß mir vor vielen Jahren ein Vorgesetzter die Aufnahme von Märchenbüchern in die Schülerbibliothek zum Vorwurf machte: „Das ist wertlose Unterhaltungslektüre! Die Jugend soll lernen, nichts als lernen!“

Den Schluß der Vorrede bildet ein richtiger „*Index librorum prohibitorum*“ oder „Verzeichnis von ‚Jugendschriften‘, welche für die Schülerbibliothek nicht geeignet sind“. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß es zwar nicht schön, aber menschlich ist, wenn man denkt: „Dies und das gefällt mir nicht, also taugt es nicht.“ Aber bitte, privatim! Wer das nicht bloß öffentlich ausspricht, sondern sogar drucken läßt, hat meines Erachtens die selbstverständliche Pflicht, sein Verdammungsurteil auch zu begründen. Das bloße persönliche Gefallen reicht hier nicht aus, und mich dünkt, es ist gerade hier die einfache Pflicht,

festzustellen: Was ist an dem Verfasser bzw. an dem Buche gut, was ist schlecht und welches Urteil überwiegt? Herr Direktor Ellendt hat sich leider die Sache recht leicht gemacht; in den meisten Fällen denkt man an das Wort: *Roma locuta, causa finita est.*

Selbstverständlich wird Herr Direktor Ellendt darauf hinweisen, daß sein Urteil auf Überzeugung beruht. Ohne Zweifel! Aber er durfte nicht vergessen, daß die Männer, für die doch sein Buch in erster Linie geschrieben ist, nämlich für Kollegen (an einen Absatz im Laienpublikum kann er schwerlich gedacht haben), doch wohl eine Begründung fordern können. Wäre er auch eine allgemein anerkannte Autorität, so dürfte er sich von dieser Pflicht nicht entbinden.

Unmöglich kann ich auf jedes einzelne Buch eingehen, habe auch keinen Raum und keine Veranlassung dazu; ich greife nur das wichtigste heraus, und selbstverständlich nur dann, wenn ich ihm auf Schritt und Tritt folgen kann. Da muß ich ihm in einem Falle prinzipiell recht geben: es handelt sich um „Erzählungen für Christenkinder“ oder dergleichen. Es herrscht in diesen oft sektiererisch angehauchten Schriften (leider meist in protestantischen, was ich als Protestant mit Bedauern zugeben muß) ein so süßlich frömmelnder Ton, daß er abstoßend wirken muß. Aber Ausnahmen gibt es auch hier; auch hier gibt es gesunde Kost, und man darf nicht über alle Schriften von Barth, Glaubrecht usw. ausnahmslos den Stab brechen. Seltsamerweise empfiehlt der Verfasser eins der bei Steinkopf veröffentlichten Büchlein, das durchaus den oben gemißbilligten Charakter trägt; unvergleichlich wertvollere hat er übergangen.

Das Urteil über Brandstädters Schriften hat auf mich wie ein Keulenschlag gewirkt. Das „Hindurch zum Ziel“ kenne ich nicht; alle anderen aber habe ich mit großer Freude gelesen, alle Schüler schwärmen für sie, und ebenso die Erwachsenen, denen ich sie zu lesen gab; durchweg hochgebildete, größtenteils sogar gelehrte Männer und gebildete Frauen; es ist eine stattliche Reihe! Was der Verfasser (der ausnahmsweise 12 Zeilen für Brandstädter verwendet) einwirft, ist leider geradezu oberflächlich; ich will sie hersetzen: „Brandstädters „Jugendromane“ (wo nennt denn Brandstädter seine Erzählungen so?) leiden an vielen Mängeln, die nicht nur dem alten (!), sondern auch dem jungen Leser auffallen müssen (!). Dazu gehört vor allem die Einführung unwahr geschilderter Persönlichkeiten, die überdies, zwar anders benannt aber von großer Familienähnlichkeit (?), in verschiedenen Büchern vorkommen. Menschen wie „Herr Wolfgang Müller“, der „Schuster Laudabo“, „Herr Theobald Jodlinger“, „Schmörgel“ u. a. sind in Wirklichkeit unmöglich (so?), bilden auch nicht einmal, wie beabsichtigt (?), komische, sondern nur alberne Figuren. Nicht geschmackvoll ist die Anlehnung einzelner Personennamen an die Namen mancher, in unserer Provinz wenigstens, bekannter Männer (aha!), die Nennung oder greifbare Bezeichnung höherer Lehranstalten der Provinzialhauptstadt (?); die Schilderung von Schulkonferenzen mit undenkbaren Personen (?), Unterhaltungen und Verhandlungen.“ [486] Es sieht ganz so aus, als ob gegen Brandstädter eine ganz spezifische, private Antipathie vorherrschte; denn der erste Grund ist absolut hinfällig. Um eines solchen Vorurteils willen einen unserer ersten Jugendschriftsteller in Bausch und Bogen zu verdammen und jeden, der nicht mittun will, indirekt für einen Dummkopf erklären, ist ein starkes Stück.

Nur für sehr wenige Schriftsteller verschwendet der Verfasser einige Zeilen; für die meisten genügt die Anführung des bloßen Titels. Wenn Bücher ohne jede Begründung verurteilt werden wie die Bearbeitungen der erstklassigen englischen Autoren, wie die beiden prächtigen Bücher von Flodatto (Durch Dahome, Alpenzauber), die Bücher von Oskar Höcker, die Kindergeschichten von Houwald, die von Bachem-Köln veröffentlichten Jugendschriften – da hört der Spaß auf! Ohne weiteres werden die mit vollem Recht gefeiertsten Jugendschriftsteller zum Orkus hinabbefördert, ohne jede Begründung! Man kann sich trotz des von Herrn Direktor Ellendt ausgesprochenen Anathems ruhig darauf verlassen, daß die bei Hirt, Meidinger, Bachem, Trewendt, Abel & Müller, Roth veröffentlichten Jugendschriften das Anathem nicht verdienen; die überwiegende Mehrzahl ist im Gegenteil des besten Lobes würdig. Und wenn z. B. der Verfasser ein Buch verwirft wie die Bearbeitung von Coopers „Die beiden Seelöwen“, so hört für mich überhaupt jedes Verständnis auf. Nur die konfessionell scharf gefärbten Bücher gehen auch mir gegen den Strich; aber sie kommen bei den oben erwähnten Verlegern fast gar nicht vor, und die von Bachem veröffentlichten können unbesorgt auch von Protestanten gelesen werden.

Es werden weiterhin, ohne daß ein Wort beigefügt würde, verworfen: die drei Bücher von Sonnenburg (Meidinger), sämtliche Schriften von Tanera (!) (meist bei Hirt), der gute alte Chr. v.

Schmid, Niemann, Zobeltitz usw. usw. Nur auf einige wenige Schriftsteller verwendet der Verfasser einige Zeilen: auf Nieritz eine halbe Seite, auf Franz Hoffmann unerhörterweise 2 Seiten!! Über Franz Hoffmann und den entschieden höher stehenden Nieritz will ich mich nicht näher auslassen, weil ich es schon vor 2 Jahren getan habe; ein allgemein verwerfendes Urteil kann auf keinen Fall verantwortet werden. Ich habe mich eben erst wieder davon überzeugt, daß namentlich Nieritz wahre Meisterwerke der Erzählungskunst geliefert hat. Natürlich gibt es bei beiden auch minderwertiges; dann soll man aber mit Gewissenhaftigkeit sichten und scheiden! Über solche Pedanterie ist der Verfasser aber durchaus erhaben. Mit Karl May wird er auf 8 Zeilen fertig; auch sie mögen hier stehen: „Es gibt schon seit 1899 eine May-Frage, die ich hier nicht des weiteren aufrollen will. Der Verleger ließ dann im Jahre 1902 eine Broschüre von 159 Seiten zum Preise von 10 Pfennig erscheinen unter dem Titel „Karl May als Erzieher“ und „Die Wahrheit über Karl May“ oder „Die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte“. Von einem dankbaren May-Leser.“ Die „Kölnische Volksztg.“ veröffentlichte dazu in der Beilage zur 3. Abendausgabe des 24. Januar 1902 einen Kommentar! Für Schülerbibliotheken sind Mays „Predigten an die Völker“ (wie er seine Schriften selbst nennt) mit ihrem „meist Selbstgesehenen und Selbsterlebten“ – „Gift“. Etwas noch Stärkeres zu leisten ist nicht möglich; es grenzt unmittelbar an Injurie. Und diese Grobheit, ohne auch nur ein Wort der Begründung! Wenn die Schriften eines so hochsinnigen Schriftstellers Gift sind, was sind dann die Leute, die sie empfehlen? Natürlich Giftmischer! Wenn ich weiß, daß ein Schriftsteller der Liebling der weitesten Kreise ist, vom Arbeiter bis zum Gelehrten, vom einfachen Mädchen bis zur hohen Dame, dann muß doch wohl an dem besagten Schriftsteller „etwas dran sein“, auch wenn ich persönlich ihn nicht leiden mag, und ich überlege mir denn doch doppelt und dreifach, ehe ich ihm die ärgste Beschimpfung ins Gesicht schleudere, die es für einen anständigen Autor gibt! Meinen Sie nicht auch, Herr Direktor Ellendt?

Eine Reihe vortrefflicher Bücher ist dem Index entgangen, weil der Herr Direktor sie nicht zu kennen scheint. Um so besser; ich werde mich hüten, sie hier aufzuzählen, aus naheliegenden Gründen.

Es folgt nun das „nach Stufen geordnete Verzeichnis“ derjenigen Bücher, die der Verfasser erlaubt bzw. empfiehlt. Zu meiner Befriedigung gesteht ich, daß ich fast durchweg einverstanden bin. Nur in Einzelheiten weiche ich von ihm ab. Die Sachen des Vielschreibers Ferdinand Schmidt würde ich weglassen, denn er ist meist trocken und rein lehrhaft, nebenbei auch oft stark tendenziös; das beste aber hat der Verfasser ausgelassen „Die goldene Insel der Internationalen“. Aber die Zahl der Unterhaltungsbücher ist über alle Maßen gering, und ich zweifle nicht daran, daß die [487] Schüler der so eingerichteten Bibliothek bald ganz den Rücken wenden, falls kein energischer Druck auf sie ausgeübt wird. Daß er [Gerhard] Amyntors „Gerke Sute-minne“ empfiehlt, wundert mich; daß er Johanna Spyri und Adalbert Stifter duldet, hat mich gefreut, aber auch gewundert. Von Ebers leidet er nur *Homo Sum*, von F. Dahn nur „Deutsche Treue“. Die Märchen von E. M. Arndt scheint er nicht zu kennen. Daß er aber von den Übersetzungen der mittelhochdeutschen Epen und Lyriker und der Edda (!) keine anderen kennt als die von Simrock, sollte man kaum für möglich halten. Die Übersetzungskunst eines ganzen Menschenalters scheint für Herrn Direktor Ellendt nicht vorhanden zu sein. Simrock steht überhaupt bei ihm in Gunst, ja, er ist ihm der Übersetzer κατ' ἐξοχήν; mit ihm scheint er die Übersetzungskunst abzuschließen. Selbst von Tegnér's Frithjofssage existiert für ihn keine andere „Nachdichtung“ als die völlig verunglückte von Simrock, dessen hohe Verdienste um die Folklore wahrlich nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß er ein mittelmäßiger Poet war. Aus dieser seltsamen Vorliebe für das Veraltete ist auch wohl die Tatsache zu erklären, daß Herr Direktor Ellendt die Vossische „Luise“ unter die den Schülern zu empfehlenden Bücher aufgenommen hat.

Wäre der Verfasser nicht zwei Jahre älter als ich, so würde ich ihm dringend raten, bei einer neuen Auflage seines Buches jüngere Kräfte zum Beistand heranzuziehen. Aber dieser Rat dürfte in den Wind gesprochen sein; wer sich mit 65 Jahren in eine solche, sagen wir Befangenheit eingemauert hat, wird auch wohl so bleiben. So kann ich jedem Leser nur den Rat geben, das Buch mit Interesse, aber auch mit großer Vorsicht zu benutzen.

Berlin.

L. Freytag.

Rückständigkeiten

Gesammelte Aufsätze

VON

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

Aus den letzten Tagen Karl Mays.

Im „Allgemeinen Wahlzettel für den deutschen Buch- und Musikalienhandel“ (Leipzig, 55. Jahrgang. Verlag: Naumburg; „als Manuskript“) hat sich s. Zt. ein Dialog abgesponnen, der an Liebenswürdigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Gegenstand der Unterhaltung war die Lieferungsausgabe von „Karl Mays illustrierten Werken“, die eben von Adalbert Fischer, dem Inhaber der Firma H. G. Münchmeyer in Dresden eingeleitet worden war und mit ihrem pikant-erotischen Bilderschmuck schon in der ersten Nummer („Deutsche Herzen und Helden. 1. Teil: Eine deutsche Sultana“) über ihren geistigen und sittlichen Gehalt von vornherein jeden Zweifel benahm. Der Prospekt kündete diese Fabrikmache an als „wertvolle Bereicherung einer jeden Haus- und Familienbibliothek“. Nähere Textprüfung ergab ohne weiteres ihre Etikettierung als Kolportageschund, der jeden künstlerischen Wertes ermangelte. Erleichtert atmete daher die May'sche Gemeinde auf – kein gutes Zeichen, daß sie so groß ist – als *vulgo* Shatterhand alle Sortimenten, „welche dabei etwa an seine bekannten [137] ‚Reiseerzählungen‘ dächten“, aufmerksam machte, daß er gegen die Firma Münchmeyer gerichtlich vorgegangen sei; denn aus dieser Erklärung schien Mays Unschuld an der Existenz der fraglichen Hintertreppengeschichten hervorzugehen. Dem Schärfsehenden entging jedoch die nichtssagende diplomatische Fassung nicht, und so brauchte sich niemand über die „Entgegnung“ Fischers zu wundern, worin versichert wird, daß der beliebte Abenteuer-May wirklich der Verfasser der umstrittenen Fabrikate sei, die er „lange vor“ den Reiseerzählungen geschrieben und zwar „in seiner besten Schaffensperiode, wie der enorme Absatz dieser Werke ca. eine Million (!) Exemplare zur Genüge“ beweise. Die ganze Ausgabe „der zu Karl Mays besten und ureigensten Schöpfungen gehörenden Werke“; so erfahren wir hier, soll ungefähr 200 Lieferungen in 6 – 7 abgeschlossenen Serien umfassen.

Die Gegendarstellung Mays ließ nicht auf sich warten:

„Vor ca. einem Vierteljahrhundert gründete ich bei H. G. Münchmeyer in Dresden zur Belehrung und ethischen Hebung des betreffenden Arbeiterstandes das Wochenblatt ‚Schacht und Hütte‘. Münchmeyer gab damals zwei anständige Journale heraus, deren Mitarbeiter keineswegs Kolportageschriftsteller waren. Ich schrieb auch Beiträge für sie und konstatiere, daß es dem Genannten fern gestanden hat, mich als Kolportageschriftsteller zu betrachten. Als er größere Sachen von [138] mir wünschte, lag nicht der geringste Grund vor, ihm diese Bitte abzuschlagen. Ich schrieb die Erzählungen, um welche es sich hier handelt.“

„Münchmeyer wußte, daß ich keine Zeit hatte, die Korrekturen oder gar dann die fertigen Werke wieder durchzulesen, und so entdeckte ich nur durch Zufall, daß er mein heimlicher Mitarbeiter gewesen war. Er hatte geändert, weil sein Verlangen nach Liebesszenen vernachlässigt worden war. Ich brach mit ihm und habe seitdem kein Wort mehr für ihn geschrieben. – Diese Werke waren so geschrieben, daß sie später ohne alles sittliche Bedenken Aufnahme in meine ‚Gesammelten Werke‘ finden konnten ...“

„Herr Fischer liefert nämlich diese Werke nicht nach meinen Originalen, sondern Umarbeitungen, und zwar ist diese Veränderung so außerordentlich eingreifend, daß z. B. bei ‚Deutsche Herzen, deutsche Helden‘ der Unterschied zwischen Original und Fischers Ausgabe wenigstens zwölfhundert Seiten betragen wird.“

Wir hatten zwar, so lange der Prozeß schwebte, kein Recht, Mays Wahrhaftigkeit anzuzweifeln, mußten aber doch gestehen, daß uns eine derartige Behandlung und völlige Umarbeitung seiner Geistesprodukte kaum glaublich erscheinen kann. Eine öffentliche Anklage, für die kein Wort zu scharf gewesen, wäre in einem solchen Falle die künstlerische und doppelmoralische Pflicht des mißhandelten Autors gewesen. Zwölfhundert Seiten, was will dagegen das bißchen stilistische Verbesserung im ‚Türmer‘ heißen, um derentwillen Gumpenbergs so großen Allarm geschlagen! Ein eigentümliches Zwielficht [139] bringt in die Gegenerklärung ein Sätzlein aus dem ‚Mahdi‘, das da lautet: „Ich bemerke, daß ich nicht eigentlich schriftstellere, sondern Erlebnisse niederschreibe.“ Im übrigen werfen wir die Frage auf, ob ein Werk sich

so ohne weiteres mit „Liebesszenen“ spicken läßt, wenn es in seiner ganzen Anlage geschlossen und einwandfrei ist? Die neuen „illustrierten Romane“ sind in ihrer Wurzel krank. Zwölfhundert Seiten pro Werk einschalten, bedeutet eine vollständige Ummodellung; wenn Münchmeyer Romane schreiben konnte und laut folgerichtiger Anwendung der May'schen Behauptung tatsächlich schrieb, zu was brauchte er dann einen andern, etwa um sein liebes Geld loszuwerden? Aber vielleicht war es der klingende Namen! Nun, alles in allem zugegeben – wobei dann allerdings ein für unsere Zeit einfach unerhört raffinierter Betrug unterstellt werden werden [sic] muß – bleibt für May der Vorwurf schriftstellerischer Nachlässigkeit, unkünstlerischen „Zeitmangels“ und industrieller Arbeit bestehen. Seltsam klingt der Satz: „Natürlich konnte ich nicht eher zum Prozesse schreiten, als bis das gedruckte Beweismaterial vorhanden war“, wenn man weiß, daß „Die Liebe des Ulanen“ noch vor einem Jahre in neuer illustrierter Ausgabe erschien. In den Angaben seines Partners berichtet Fischer mit Bezug auf das diplomatische „Vierteljahrhundert“: „Das Werk ‚Deutsche Herzen und Helden‘ schrieb er vor ca. 15 Jahren und ‚Die Liebe [140] des Ulanen‘ vor ca. 13 Jahren. Die Auflösung der Verbindung könnte also nur 1886/87 stattgefunden haben.“ Münchmeyers „Mitarbeiterschaft“ habe nach seinem, Fischers, Wissen lediglich in „Korrekturen“ und Kürzungen bestanden, während der jetzige Herausgeber selbst – abgesehen von „Abrundung des Stils und Verkürzung von Langatmigkeiten“ – seine „Streichungen“ besonders auf die „Liebesszenen“ gerichtet habe. Wir wissen nicht nur aus Fischers Erklärungen, sondern auch von ganz zuversichtlicher Seite, daß May schon seit Jahren mit gerichtlichem Einschreiten gedroht hat, ohne zur Tat zu schreiten; diesmal aber mußte er sich notgedrungen das Faktum des Prozesses notariell und redaktionell beglaubigen lassen.

Das ist also der Dialog, und was meint dazu der *tertius gaudens* [der lachende Dritte]? Die Spannung der Abenteuerfreunde und Sportästhetiker berührt uns nicht; mag der Rechtsstreit fallen, wie er will, sein Endergebnis hat auf die einmal bestehenden „Gesammelten Werke“ keinen Einfluß. Zwar wird May selbst als Sieger den Kampfplatz nicht ungeschlagen verlassen, aber das eine wollen wir festhalten: Er verleugnet seine von Münchmeyer ausgestaffierten Kinder; ein gespanntes Verhältnis zwischen Autor und Verlag besteht und bestand – gleichgültig seit wann – in der Tat. In Kürschners Literaturkalender zählt er, der bekanntlich auch unter den Pseudonymen K. Hohenthal, E. v. Linden, Latréaumont in [141] deutscher und französischer Sprache In- und Ausländisches in beängstigender Masse geschrieben, die umstittenen Machwerke nicht auf. Was wir einem Jörgensen, einem Verlaine, einem Huysmans anerkennend zugestehen, wollen wir auch hier gelten lassen: man muß literarische Sünden abbüßen und der Welt gegenüber völlig abtun können, und wäre es auch nur durch stillschweigendes Bessermachen. Forderung ist jedoch dabei: offene, ehrliche Aussprache.

Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn Fischer gegen May im Rechte geblieben wäre, denn ein Katholizismus, wie er aus den „Gesammelten Werken“ des Dresdener Reiseschilderers sich Zeile um Zeile nur gar zu geschäftig und geschäftlich hervordrängt, ist nicht das Ausquellen einer vollen Seele, die geben muß, weil sie für andere miterhalten hat, sondern nichts als stark aufgetragene Tünche, im höchsten Falle aber nur rhetorische Verbrämung, die noch dazu in affektierter Deklamation vorgetragen wird. Wie sich Dr. Rody („Wahrheit“, Mai 1900) soweit einnehmen lassen konnte, daß er gar von „Wanderapostel“ und „Laienmission“ Kara ben Nemsis's spricht und dessen „Bekehrungen“ in Bausch und Bogen für baare Münze nimmt, ist uns ganz unerklärlich. Der pointierte Katholik hat schon oft gezeigt, daß er auch sehr indifferent sein kann. Wir gedenken dabei nicht seiner Mitarbeit an Zeitschriften wie z. B. „Der gute Kamerad“, sondern der Beteiligung an ausgesprochen [142] kirchenfeindlichen Unternehmungen. Roseggers „Heimgarten“, in dessen zweitem Jahrgang (1877/78) er eine morgenländische Erzählung „Die Rose von Kahira“ und eine Humoreske „Die falschen Exzellenzen“ zum besten gab, hatte bereits genugsam bewiesen, weiß Geistes Kind er sei, indem er sich schon mit den ersten Nummern gegen die katholische Kirche wandte. Mays Erzählung, die den 2. Jahrgang eröffnet, schließt sich fast unmittelbar an Anton Schlossars „Sehet ein Mensch!“ an (Ende des 1. Bandes), worin der Abfall eines Mönches und seine Flucht mit einem Weibe künstlerisch verklärt und gerechtfertigt wird, eines Mönches, der nach dem Hinscheiden der Geliebten seinen Fehler sühnt durch den Tod auf Seite – Gustav Adolfs, und dessen Leben sanktioniert wird durch seines früheren Priors Wort: „Er hat den Frieden gesucht, er hat ihn gefunden“. Hier stehen Mays Produkte im gleichen Einbände z. B. mit den pietätlosen und unverschämten „Nachrichten“ des Professors Jul. Schanz über Pius IX. Diese „Rose von Kahira“ nun ist nicht interpoliert, sondern ein waschechter Karl May mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, ja sogar eine geradezu typische Zusammenfassung aller seiner

künstlerischen und unkünstlerischen Fähigkeiten. Da ist die glänzende Schilderungsgabe, das flotte Kolorit, die oft mit einem einzigen Striche ausgeführte Kennzeichnung, die reiche Drapierung, die Wahrheit der geographischen und **[143]** sozialen Szenerie, das packende Arrangement der Einzelsituationen im frappierenden Wechsel der Bilder und Aufregungen, der entzückende Stimmungsansatz orientalischer Natur und Landschaft, die entschieden-kraftvolle Entwicklung und über allem sprühend der lebensfrohe zündende Humor. Aber da ist auch der gänzliche Mangel psychologischen Tiefganges, die bloße Erzählung roher Ereignisse, die ermüdende Wiederholung schematischen Kampfes brutaler Leidenschaft und fischblütiger Berechnung, die oberflächliche Anschürfung großartige Seelenkonflikte bergenden Grundes, die nervenschädliche Spannungskünstelei, die Übertreibung der Gemütsbewegung, die mit dem Scheine purer Wahrheit prahlende Konstruktion, die Ausschlachtung der Effekte, die geistige Enterbung der gegenwirkenden Mitwelt, die Lösung des aufs höchste geschürzten Knotens durch großherrlichen Schutzbrief, Rücksicht auf das Konsulat und schlimmsten Falls die bekannten Schießproben, ferner der rein äußere, grundlose und unbegründete, jeder Wirklichkeitsempfindung bare Zusammenhang der treibenden Tatsachen und schließlich die Renommisterei, Pose bis zum Ekel, aus der jene Satire überlegener Köpfe nur zu fühlbar herausweht. Ja, das ist alles so ganz Karl May und zwar in einem verhältnismäßig kleinen und knapp geschlossenen Rahmen von verblüffender Erfindung, die vom tiefblickendsten Künstlerpsychologen Anspannung seines höchsten Könnens fordern mußte, aber hier in **[144]** ein paar Selbstverständlichkeiten abgetan und zum Schluß mit einer tränenreichen Rührszene vertuscht wird. Eines aber ist hier nicht: der in späteren Sachen oft so widerlich-aufdringliche Katholizismus, aber dafür haben wir hier eine recht kräftige Dosis erotischer Sinnlichkeit, die gerade, weil sie noch innerhalb des Erlaubten zu balancieren sucht, von einer gewissen Lüsterheit nicht freizusprechen ist. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein Mönch, aber er hat schon öfters über die Fabel gespottet, daß man mit der Annahme des Mönchtums das Menschentum in sich vernichte; er weiß es wohl, daß die Welt, in die er noch gerade so sonnig hineinschaut, wie in seinen Studienjahren, kein Kloster ist, und verlangt daher nicht vom Laien, was Gott in der Berufung von ihm fordert. Die bräutliche Liebe ist und bleibt ein Angelpunkt der irdischen Poesie. Aber wie diese Liebe puritanisch-platonisch keinen Sinn hat, darf sie auch nicht einfach – wie in der großen Masse der Lyrik – rein sinnlich sein, sondern muß das harmonische Bewußtsein von der Ausgleichung der Geschlechter beim Streben zum letzten Ziel und Ende in der Ebenbildlichkeit Gottes voll keuschen Stolzes und zarter Hingebung in sich tragen. Mays Liebe aber in dieser Episode aus seinem Wanderleben ist nicht die christliche, sondern eine recht und schlecht mohammedanische, zur hellen Lohe entzündet nur durch die weichen Formen eines weiblichen Körpers, der die selbstsüchtige, ohne weiteres zur Tat schreitende Begierde **[145]** nach Besitz entflammt, ehe das Recht des Dritten geprüft und der Wunsch von den Vorstellungen des voreingenommenen Geistes gesondert ist. Wir halten in moralischer Hinsicht von der neuen und neuesten Kunst nicht sehr viel und sind weit davon entfernt, den ethischen Anschauungen z. B. eines Sudermann das Wort zu reden, aber wie unendlich hoch steht in seinem „Es war“ die selbstlose, mitten im Schmutze knospende Liebe des kaum gereiften Weibes über Mays Verlangen nach Leilet, der Rose von Kahira. Der sentimentale Verzicht am Schluß ist so, wie er dasteht, nichts als unwahre Theatralik.

Aber wie gesagt, es müssen sich auch literarische Sünden büßen lassen, und Kara ben Nemsî gibt die Münchmeyer'schen Produkte auf. Wir hätten daher auch diesen „alten Kohl“ nicht mehr aufgewärmt, wenn wir nicht hätten zeigen müssen, daß uns keine persönliche Beeinflussung irgend welcher Art in unserer kühlen Aufnahme der May'schen Entrüstung leitete. Im Prinzip darf die Richtung unseres Reiseromanciers nicht verdammt werden; May hatte, wie der tolle Jules Verne in Frankreich, eine große Aufgabe zu erfüllen, indem er zumal die Jugend von dem sittlich Bedenklichen ablenkte. Diesem Berufe ist er um vieles gerecht geworden, dafür unsern Dank. Aber seine Begabung reichte weiter; er war bestellt, der Überkultur und der zu tief bohrenden psychologischen Problemkunst durch kraftstrotzende, naturwüchsige **[146]** Tatenfreude das Gleichgewicht zu halten. Das hat er ja zum Teil getan, allein er hätte die Literatur sich mehr verpflichtet, wenn er nur ein Drittel seiner Werke mit gleichem Arbeitsaufwand geschrieben, wenn er mehr in die Tiefe als in die Breite gegangen wäre, wenn er den Sardonyx seines Talenten nicht nur oberflächlich geritzt, sondern kräftig abgeschnitten hätte, um die Doppelschicht der Kamee zur vollen Wirkung gelangen zu lassen. Immerhin steht er jedoch Kulturromanen Dahn'schen Schlags gegenüber achtunggebietend da.

Er hätte so viele Gelegenheit gehabt, das oder jenes seiner Stücke aus der persönlichen Triebfeder heraus in eine höhere Sphäre, zum klarwirkenden, vom Herzen zum Herzen sprechenden, voll ergreifenden Kunstwerk zu erheben. Aber er hat es sich leicht gemacht und durch eine billige Ausrede seinem dichterischen Gewissen über die Skrupeln hinübergeholfen: „Ich kann es unmöglich hindern, wenn sich das Leben und die Wirklichkeit nicht nach schriftstellerischen Regeln richten und sich selbst vom scharfsinnigen Kritikus nicht den Gang der Ereignisse vorschreiben lassen“.

Zwei Jahre nachdem dies veröffentlicht war, ging durch die deutschen Blätter folgende Riesenannonce: „In Sachen Karl May contra H. G. Münchmeyer sind an Kgl. sächsischer Notariatsstelle folgende Erklärungen abgegeben worden:

a) Ich, Karl May, erkläre hiermit, daß Herr Verlags-Buchhändler Adelbert Fischer bei Ankauf der Firma **[147]** H. G. Münchmeyer nach Wortlaut des ihm vorgelegten Kaufvertrags annehmen mußte, alle Rechte an meinen bei dieser Firma erschienenen Werken miterworben zu haben.

b) Ich, Ad. Fischer, erkläre hiermit: Dafern (!) in den bei H. G. Münchmeyer erschienenen Schriften des Herrn Karl May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Herrn K. May, sondern ist von dritter Seite früher hineingetragen worden.

In Folge dieser Erklärung unter b) zieht Herr Karl May seinen Prozeß gegen Herrn Adelbert Fischer freiwillig zurück.“

Das ist ein drolliges „do, ut des“, ein Kompromiß, der alle bisher gegen May erhobenen Vorwürfe endgültig bestätigt. Es genügt den Wortlaut der „Erklärungen“ ins Auge zu fassen: a) „alle Rechte“, auch das der Änderung? b) „Dafern (!) ... etwas Unsittliches enthalten sein sollte“ – ei, ei! Karl May zieht seinen Prozeß „freiwillig“ zurück, und der Verkauf der Schundromane geht lustig weiter. Wem jetzt noch nicht die Augen aufgehen, dem ist nicht mehr zu helfen.

Zum Schluß muß ich noch eine alte Schuld bezahlen. Als seiner Zeit in den „Hist. pol. Bl.“ mein Aufsatz gegen Karl May erschien, ward mir des Abenteurers Gedichtband „Himmelsgedanken“ in Prachtband anonym zugesandt, wohl als Gegendemonstration. Um den lebenswürdigen Geber nicht länger mehr harren zu lassen, spreche **[148]** ich endlich über Mays Lyrik meine Ansicht aus, obwohl sie sich deckt mit dem, was der haarscharfe Cardauns schon vorgebracht: diese „Himmelsgedanken“ sind nett und glatt, aber nur gerade so, daß von ihnen gilt, was Camill Hoffmann im „Lit. Echo“ (Dez. 1902) ausspricht: „Die Wissenschaft vom Dilettanten wird immer feiner und verwickelter ... schon macht der Dilettant fehlerlose Verse. Seine Bücher vermögen zu täuschen, wenn man nicht näher hinhorcht.“ Ob May in ihnen den Ausdruck tiefer künstlerischer und religiöser Stimmung suchte? Wir haben keine Anhaltspunkte dafür, wohl aber dafür, daß sie in kritischer Lage etwas beweisen sollten. Aber sie kamen zu spät. –

Mit diesen Ausführungen werden wir wohl wieder einmal den Zorn der Maygemeinde auf uns laden. Tut uns leid, aber wir können das Urteil nicht ändern, das am Schlusse der meisten Bücher Shatterhands hieß: Schade um den Mann!

Karl May und die Erzieher.

Betrachtungen zu einer alten Streitfrage von **L. Schulmann.**

Im „Berliner Kritischen Beobachter auf dem Jugend- und Volksschriftenmarkte“ (Jahrg. 3, 1907, Nr. 4) erhebt ein unbekehrter May-Leser die Frage: Ist Karl May literarisch und moralisch gerichtet? Im Maiheft des „Hochlandes“ wird im Briefkasten von einem neuerdings stattgehabten „Umfall“ der Karl May-Kritik gesprochen; leider ist uns der Artikel, auf den die Hochlandsredaktion hier anspielt, nicht zugänglich gewesen. Die Beantwortung der im Berliner Kritischen Beobachter aufgeworfenen Frage zwingt uns, in der Karl May-Debatte hier das Wort zu ergreifen, um dem Gedanken nicht Raum zu geben, als ständen die katholischen Lehrer alle auf dem Standpunkte des „unbekehrten Karl May-Lesers“. Denn wenn in dem „Organ der Jugend- und Volksschriften-Kommission des katholischen Lehrerverbandes Brandenburg-Pommern“ die Frage eine glatte Verneinung erfährt, so möchte der Schulfreund wenigstens sofort dagegen Stellung nehmen und seine Leser auf einiges in Karl Mays vielgelobten Schriften aufmerksam machen.

Zwar wissen wir, daß es fast aussichtslos ist, mit einem überzeugten oder unbekehrten Karl May-Leser über sein Schriftsteller-Idol zu diskutieren. Wer für Old Shatterhand so warm eintritt, wie der May-Leser in dem angeführten Artikel, dem fehlen, um es von vornherein mit dünnen Worten zu sagen, die einfachsten Begriffe von literarischer Wertigkeit. „Wer übrigens nicht begreift“, sagt der unbekehrte Karl May-Leser, „daß die Begeisterung für May existiert, der hat vielleicht selbst noch wenig von K. May gelesen und ist auch nicht mit richtigen May-Lesern zusammengeraten.“ Die May-Gemeinde zu bekehren, wird also nicht gelingen. Aber wir denken, daß doch noch sehr viele im Enthusiasmus nicht bis zur blinden Bewunderung fortgeschritten sind und hoffen, für diese nicht Zeit und Papier verschwendet zu haben. Mehr noch ist es der Gedanke an [452] unsere Jugend, genauer gesagt die Sorge um die literarische Nahrung unserer Knaben, die uns die Feder in die Hand gibt. – Skizzieren wir nun den Artikel des „Kritischen Beobachters“.

Zunächst weist der Verfasser auf die immense Verbreitung der May-Schriften hin. „Die Gesamtauflage seiner Werke übersteigt heute eine und eine halbe Million; der größte, rein buchhändlerisch genommene Erfolg, von dem wir seit einem Menschenalter und darüber hinaus wissen. – Schon diese aufsehenerregende Verbreitung der Werke läßt darauf schließen, daß Karl May ein ungewöhnlich beliebter Schriftsteller geworden ist.“ Allerdings, erlauben wir uns zu bemerken; aber weiß der „Unbekehrte“ denn nicht, daß ganz ähnliche Erfolge mit dem „Scharfrichter von Berlin“, dem „Schloß am Starnberger See“, dem „Räuber Leichtherz“, dem „Jäger vom Jagdschloß Meyerling“ und dergleichen Kolportageschund erzielt worden sind? Ich will keinen Vergleich zwischen den Erzeugnissen Kara Ben Nemsis und diesen Kolportageromanen gezogen haben, obschon Karl May, wie bekannt, in seinen Anfängen auch Kolportageschriften verfaßt hat; aber der Schluß von der Beliebtheit der Schriftsteller aus der Verbreitung ihrer Schriften gibt doch eine sehr falsche Bewertung ihrer Qualität. Höchstens kann man aus der starken Verbreitung so wertloser Schriften Schlüsse auf die geistige Trägheit der großen Massen ziehen, die für einen Schundroman oft 10 Mark ausgeben (100 Hefte à 0,10 Mark) und vor der geringsten Ausgabe bei einem wirklich wertvollen Buche zurückschrecken. Höchstens müssen wir bei dem riesigen Absatze Karl Mayscher Bücher bedauern, daß die Summe von Zeit, Geld und geistiger Tätigkeit sich nicht besseren Zwecken und Zielen zugewandt hat.

Der „Unbekehrte“ gibt dann die Lobsprüche wieder, die man den Schriften K. Mays gespendet hat: „farbenreiche, humorvolle, lebensvolle Reisenovellen“, die „auf jedes Alter und Geschlecht, auf Personen jeden Ranges und Standes einen unwiderstehlichen Reiz ausüben, die ernsteste Lebensauffassung und gründlichste Kenntnis der geographischen und ethnographischen Verhältnisse verraten und von vorbildlicher sittlicher Reinheit und inniger Christusgläubigkeit durchweht sind. Von vielen Lesern wurde bald erkannt, daß May in seinen Schriften auch erzieherisch in echt christlichem Geiste wirken wolle.“ Das ist's. Mit seinem „christlichen Hauch“ hat Karl May alle Bedenken gegen die abenteuerlichsten Fabeleien weggeblasen. Fast wäre er Katholik geworden, meint der „Unbekehrte“, um gleich darauf resigniert zu gestehn: „Zurzeit scheint aber May keiner Konfession angehören zu wollen, weil er von Protestanten und Katholiken „gestäubt und hinausgeworfen“ worden sei. – So schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!

* * *

Nun ist ja bekanntlich ein heftiger Streit um Karl May entbrannt. Die Gegnerschaft sei durch literarischen Neid entstanden, [453] andere hätten den Kampf mit sachlichen Waffen geführt; das habe May nicht geschadet. „Zu einem Vernichtungswerke hatten aber jene sich verschworen, die jeden hassen, der auf irgend eine Weise wahre christliche Kultur verbreiten will. Wenn man hier einwendet, auch katholische Kreise hätten heftig gegen May agitiert, so muß man dies bedauernd zugestehen (!! Von uns gesperrt. Der Ref.), aber gleichzeitig betonen, daß auf dieser Seite doch zumeist geschäftliche „Mißverständnisse“ und nicht Haß gegen Mays christliche Lebensauffassung den Kampf entfacht haben.“

So der „Unbekehrte“. Wir müssen gestehen, daß wir sein Bedauern keineswegs teilen. Es ist gegen Karl May keine „raffiniert betriebene Preßfehde“ in Szene gesetzt worden, wie nachher gesagt wird, sondern es haben Leute, die es ehrlich mit unseren literarischen Zuständen meinen, durch öffentliche Aufklärung die May-Verhimmelung in die gebührenden Grenzen zurückverwiesen. Wir halten das für eine gute Tat, und gute Taten soll man nicht bedauern. Wohl aber bedauern wir, daß neuerdings katholische Kreise sich mit der Rehabilitation literarisch gerichteter Erzeugnisse zu blamieren suchen.

Es wundert uns auch gar nicht, daß der „Unbekehrte“ zu folgendem Ergebnis kommt: „Karl May hat lediglich wieder gezeigt, daß auch in der modernen Welt, die echtes und werktätiges Christentum für überwunden hält, noch Hunderttausend gläubig auf den Christusprediger hören. Und die große Zahl der katholischen Karl May-Leser ist wieder ein glänzendes Zeugnis dafür, daß man auf katholischer Seite auch ohne „starre dogmatische Formeln“ den tiefen Gehalt des Christentums hochschätzt. Sollen nun die Katholiken etwa, um nicht literarisch rückständig zu gelten, von Karl May lassen? Allen Respekt vor den großen Geistern unter den modernen Literaturkritikern; aber ihr Urteil über den Wert Karl Mays kann nicht Unfehlbarkeit und nicht blinden Autoritätsglauben beanspruchen. Wer mit seinem Karl May schon Jahrzehnte verwachsen ist und damit die besten Erfahrungen gemacht hat, wird nicht davon lassen, ja wird, man denke sich das Schreckliche, ihn auch heute noch weiter empfehlen. (Von uns gesperrt. Der Ref.) So kann noch mancher Pfennig statt für ein „modernes“ Buch für K. May ausgegeben werden. Man braucht sich auch wirklich des May nicht zu schämen, weil er literarisch minderwertig sei. Die schon einmal angedeuteten literarischen Vorzüge sind May nicht abzustreiten. Sie sind es eben, durch die die Werke fesseln. May ist literarisch nicht tot.“

Wozu doch das werktätige Christentum nicht alles herhalten muß! Gerade die in der Hervorkehrung eines prononziert christlichen Standpunktes liegende Aufdringlichkeit hat unseres Erachtens seinerzeit die katholischen Gegner Mays mobil gemacht, nicht die oben erwähnten geschäftlichen Mißverständnisse. Aber man ist mit „seinem May“ „verwachsen“, „Jahrzehnte“ schon, und möchte aus seiner Lieblingsecke, wo man mit Spannungsfreuden die Fahrten des Unwiderstehlichen [454] verfolgt hat, nicht aufgescheucht werden. Tritt man ins klare Licht des Tages, in den Sonnenschein echter Kunst, dann verfliegt das fade Netz der Abenteuer wie ein bestaubtes Spinnwebgewebe.

* * *

Ueber die gegen May erhobenen Anklagen, er habe früher unsittliche Romane geschrieben, zitieren wir die durch Riesenannonze in deutschen Zeitungen veröffentlichten „Erklärungen“:

„a) Ich, Karl May, erkläre hiermit, daß Herr Verlags-Buchhändler Adalbert Fischer bei Ankauf der Firma H. G. Münchmeyer nach Wortlaut des ihm vorgelegten Kaufvertrags annehmen mußte, alle Rechte an meinen bei dieser Firma erschienenen Werken miterworben zu haben.

b) Ich, Ad. Fischer, erkläre hiermit: Dafern in den bei H. G. Münchmeyer erschienenen Schriften des Herrn Karl May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Herrn K. May, sondern ist von dritter Seite früher hineingetragen worden.

Infolge dieser Erklärung unter b) zieht Herr Karl May seinen Prozeß gegen Herrn Adalbert Fischer freiwillig zurück.“

P. Ansgar Pöllmann knüpft in seinen „Rückständigkeiten“³ hieran die Bemerkung:

³ Ravensburg, 1906, S. 147. [siehe oben: A. Pöllmann: Aus den letzten Tagen Karl Mays.]

„Das ist ein drolliges „do, ut des“, ein Kompromiß, der alle bisher gegen May erhobenen Vorwürfe endgültig bestätigt. Es genügt den Wortlaut der „Erklärungen“ ins Auge zu fassen: a) „alle Rechte“, auch das der Aenderung? b) „Dafern (!) ... etwas Unsittliches enthalten sein sollte“ – ei, ei! Karl May zieht seinen Prozeß „freiwillig“ zurück, und der Verkauf der Schundromane geht lustig weiter. Wem jetzt noch nicht die Augen aufgehen, dem ist nicht mehr zu helfen.“

Ganz unsere Meinung.

* * *

Wir gönnen jedem sein Privatvergnügen. Wem's Vergnügen macht, der möge sich jeden Tag eine halbe Stunde auf den Kopf stellen und mit den Füßen in der Luft herumstrampeln. Aber er soll nicht kommen und sagen: Das ist eine sehr gesunde Uebung, und das müßt ihr auch tun; besonders ist es der Jugend heilsam. – So ist es uns auch im Grunde genommen gleichgültig, ob jemand „seinen Karl May“ jeden Tag exekutiert und mit ihm aufs schönste, innigste und harmonischste „verwächst“. Aber er soll nicht kommen und sagen: Das müßt ihr auch machen. Steht eine solche Zumutung in einem Jugendschriftenkommissions-Organ, wird eine Lobrede auf den christlich-erziehenden Einfluß der May-Lektüre gehalten, dann müssen wir Karl May ein wenig näher kennen lernen.

[455] Da fällt mir denn rechtzeitig die folgende schöne Geschichte ein: Kara Ben Nemsî Effendi kauert, von Gefahren wolgierig umlauert, im dichten Strauchwerk des nubischen Oedlandes. Sein Henrystutzen, der getreue und treffsichere Begleiter, wird ihn schon herausreißen. Unbeweglich auf seinem Rosse haltend, späht zweihundert Meter weit Scheik Ibrahim, der Hundesohn, nach ihm aus. Stundenlang liegt Kara Ben Nemsî da; zwar fürchtet er sich nicht, da er weiß, daß er alle diese Gefahren später seiner enthusiastischen Gemeinde beschreiben muß und folglich heil und gesund aus allen Schrecken hervorgehen wird. Aber dieser verflixte Ibrahim, dessen stechende Aeuglein über der mißgestalteten Gesichtsgurke er unangenehm sozusagen auf sich ruhen fühlt, ist ihm doch höchst unbequem. Der sitzt unbeweglich und späht. Stiege er doch mal herunter! Kara Ben Nemsî könnte, der lästigen Aufsicht ledig, sein windschnelles Roß besteigen, das friedlich in der Mulde grast, die just tief genug ist, daß Ibrahims Aeuglein es nicht erspähen. Ibrahim darf auch nicht ein bischen weiter nach vorn reiten; der Hundesohn könnte sonst den ganzen in Spannung aufgelösten Band Karl May'scher Romane mit unzeitiger Entdeckung verderben. Also muß der Kerl herunter.

Das einfachste wäre, wenn Kara Ben Nemsî ihm eine Kugel in den Kopf jagte. Aber das geht nicht. Aus zwei Gründen. Erstens hat er diesen Schuft, den Ibrahim, noch weiter in seinem Buche nötig, zweitens verbietet ihm die Tötung eines Feindes, selbst eines Halunken, wie Ibrahim nun einmal einer ist, sein christliches Gewissen, sein zartes, christliches Empfinden, das fast – katholisch ist.

Mit der Geistreichigkeit, die ihm eigen ist, ersinnt Kara Ben Nemsî etwas anderes. Wann muß ein Reiter von seinem Roß herunter? Nun, wenn er Leibscherzen bekommt und eben einmal vom Roß herunter muß! Das ist eine einfache Tatsache, einfach und ganz natürlich. Es fehlt also nur, daß Ibrahim Leibscherzen bekäme. Von selbst bekommt er sie nicht; aber Kara Ben Nemsî wird sie ihm verschaffen. Wie? Wieder sehr einfach. Ibrahim hat einen Ledergürtel umgeschnallt, die blinkende Metallschnalle gibt ein sehr bequemes Ziel auf die Magengegend. Also läßt Kara Ben Nemsî seinen Henrystutzen, und zwar mit genauer Berechnung der Pulvermenge, der Kugelgröße und was weiß ich, so, daß die abgesandte Kugel mit einem sanften, fast freundschaftlichen Stoß auf die Magengegend Leibweh erzeugen muß, zielt eine Viertelsekunde, trifft ganz selbstverständlich genau und der Erfolg ist der vorausberechnete. Der Hundesohn muß eiligst von seiner Mähre herunter und schon jagt Kara Ben Nemsî in Staubwolken gehüllt triumphierend durch die sandige Oede.

* * *

„Aber“, wird mir der geschätzte Leser entgegenhalten, „das steht doch nirgends im Karl May!“ Und ich muß gestehen, daß ich nicht mehr weiß: Habe ich dies oder etwas ähnliches einmal in einer [456] Parodie auf Kara Ben Nemsî (etwa in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, die sich einst liebevoll des gewaltigen Geschichtenschreibers in einer Fastnachtsnummer annahmen) gelesen, oder hat mir mein boshafter Freund Hans dergleichen erzählt? Auch dieses Dilemma ist echt Karl Maysche Lesestimmung. Es

genügt, wenn man die Empfindung hat: Ja, so könnte es in einem seiner Bücher stehen. Man sollte den guten Mann weniger ernst und mehr parodistisch nehmen. Das Problem Karl May ist schon seit einem Jahrhundert gelöst: Baron von Münchhausen war ihm bedeutend über. Aber dieser erfaßte die Wahrheit des Spruches *Shortness is the soul of wit* [„In der Kürze liegt die Würze.“], und Karl May schreibt weitschweifig, wie nur ein schlauer Spekulant auf Zeilenhonorar schreiben mag. Dadurch verlängern sich seine an sich nicht übeln, launigen Einfälle zu lästigen Bandwürmern. Der christliche Einschlag bei den vielen abenteuerlichen und mit der Wahrscheinlichkeit auf gespanntem Fuß stehenden Geschichten kommt dem feiner besaiteten Gemüt geradezu widerlich vor. Es ist kein gutes Zeugnis für den Geschmack des deutschen Michels, daß das Mäntelchen des Christentums bei Karl May ihm so das Gefühl fälschte, daß er in Enthusiasmus verstarb und in Kara Ben Nemsi eine Art Prophet und Priester feierte. Zahlreiche Briefe in der kostbaren Broschüre Karl May als Erzieher (Freiburg 1902, Fehsenfeld) beweisen dies. In Brief 2 schreibt ein Regierungsrat:

„... Gottesliebe und Menschenliebe, daß sind die leuchtenden Brennpunkte, um die sich Ihre Erzählungen bewegen, die hellen Sterne, die in Ihrem Denken und Handeln bestimmend voranschweben und Ihnen, wie einst den Kämpen aus dem Morgenland, stets den rechten Weg zeigen. Ihre Schriften sind nicht in erster Linie „Reiseerzählungen“, sondern „Reden an die Völker“, Predigten des Gottvertrauens und der Menschenliebe, lebendiger und wirksamer, wie viele, denen diese Worte als Stichworte voranstehen. Praktisches Christentum treiben heißt: seine Macht und seine Wirkungen auf die Menschen im realen, bewegten Weltgetriebe zur Geltung bringen, nicht bloß das Gute lehren oder glauben, sondern das Gute tun. Ihre Schriften sind Taten, wie sie unsere Zeit braucht, Apologien Gottes und des Göttlichen im Menschen, Missionspredigten edelster und wirksamster Art. Darum wird auch Segen von ihnen ausgehen für viele.“

In Brief 3 bezeugt „der Sie hochverehrende Bibliothekar“: „Ich füge noch an, daß hiesige Gymnasiallehrer Ihre Werke als Studium zur Belebung des Stils empfehlen.“ Ein katholischer Pfarrer schreibt in Brief Nr. 5: „Sie sind der größte Schriftsteller Deutschlands, ein Säkularmensch Sie sind ein großer Theologe“, usw. Wie muß sich Kara Ben Nemsi ins Fäustchen gelacht haben, als sie alle, alle kamen, um ihn zu loben: Schwestern und Patres, der Arzt, der Missionar, der Yankee, der Schuldirektor, die städtische Lehrerin, der Staatshauptkassierer, der Erzieher und Herausgeber eines neuen Lesebuchs in Bayern mit drei Ausrufezeichen, der Sekretär und [457] Administrator, der Kulturinspektor, der Bürger und der Lehrling. Schmunzelnd läßt er sich die Lobreden von drei Rechtsanwälten amtlich beglaubigen und druckt 178 Stück in der Broschüre ab. Für 10 Pfennig kann sich jeder das froschgrüne, 159 Seiten starke Dokument der May-Verhimmelung kaufen, sich vom „dankbaren May-Leser“ durch alle Phasen eines im Grunde unlösbaren Konflikts zerren lassen und endlich die Wahrheit des alten Satzes aufs neue erkennen: *De gustibus non est disputandum*. [Über Geschmack lässt sich nicht streiten.]

* * *

Immer stärker mehren sich die Schriften, in denen Fragen behandelt werden, wie die folgenden: Wie werde ich energisch? Wie stärke ich meinen persönlichen Einfluß? Das Geheimnis des Erfolges und viele ähnliche. Im Gesichtskreis dieser für die Dummen berechneten Bücher mit gutem Absatz liegt auch die Lösung für die merkwürdige Tatsache des Erfolgs der May-Schriften.

May kann alles. Aus den unglaublichsten Gefahren geht er als Sieger hervor. Geht es gar nicht mehr anders, dann bannt er die wüsteten Rot- und Schwarzhäute mit einem fürchterlichen Blick und schreitet lächelnd davon. Das berühmte Mittel, daß die umsichtigsten Feinde gerade in seiner Nähe die verbrecherischen Pläne zu seiner Vernichtung enthüllen, kommt ihm oft zu statten; meist aber weiß er auch hier geschickt und prahlerisch das Blaue vom Himmel herunterzuholen. Verblüfft steht der Leser vor der Unübertrefflichkeit Old Shatterhands. „Sie sind mein Ideal!“ Dieses naive Geständnis kommt in zahlreichen Zuschriften an Karl May zum Ausdruck.

Den fürchterlichen Spott in diesem Satze: „Sie sind mein Ideal“, den merken die guten Begeisterten gar nicht.

* * *

Karl May freilich ist von sich selbst überzeugt. Oder tut er nur so?

Wie könnte er sonst auf Reisen seine Verehrer zu sich entbieten? Ernst Weber-München erzählt von einer solchen Zusammenkunft in ergötzlicher Weise. Der Schriftsteller Karl May hatte ihn begeistert; der Mensch enttäuschte ihn schwer. Man lese doch⁴ die Anekdote, die May von seinen Locken zum besten gibt! Ein solcher Mann kann nicht mehr literarisch ernst genommen werden. Bestenfalls hat ihn der Erfolg so umnebelt, daß er sich wirklich seine Größe und Bedeutsamkeit einredet. Sonst müßten ihn der Takt und die einfachsten Regeln der Bescheidenheit davon abhalten, Schwachköpfigkeiten in die Öffentlichkeit zu bringen und sie sogar noch durch Sperrdruck auffällig zu machen, wie die folgende der „Anna L.“ (S. 96/97 der May-Broschüre): „Nächst dem lieben Gott und meinem geliebten Mütterlein sind Sie meinem Herzen das höchste.“ Und weiter: „Ich wollte Ihnen nur danken und sagen, wie lieb ich Sie habe. **[458]** Mein heißester Wunsch ist natürlich, Sie einmal sehen zu dürfen, und doch glaube ich nicht, daß ich den Mut finde, die Verwirklichung dieses Wunsches herbeizuführen, auch wenn sich mir Gelegenheit dazu böte. In Gedanken aber bin ich immer bei Ihnen, wie bei einem geliebten Vater oder Bruder. Noch ein Herzenswunsch, dessen Erfüllung nur von Ihnen abhängt, drängt sich mir in die Feder. Ich möchte nämlich so gerne, ach so furchtbar gerne Ihr Ave Maria singen können. Eine Melodie habe ich mir zwar zusammengestellt, aber es ist doch nicht diejenige, die Winnetous letzten Augenblick verschönt hat, und nach dieser sehne ich mich so sehr, so sehr. Aber damit bin ich ja auf dem besten Wege, sie zu belästigen. Deshalb bitte ich Sie, diesen Wunsch als nicht ausgesprochen zu betrachten. Zu Weihnachten wünsche ich mir eine Photographie von Kara Ben Nemsi. Old Shatterhand besitze ich schon. Das war damals eine Freude, als ich sie so ganz unvermutet auf meinem Geburtstagstische fand.“

Neben diese bezeichnende, unreife Schwärmerei tritt dann als würdiges Gegenstück der Mann aus Brief 30, der „Präsident des intellektuell hervorragendsten Vereines im Lande“, wie der dankbare May-Leser (oder wohl Kara Ben Nemsi selbst) in liebenswürdiger Unverfrorenheit hinzufügt, der jammert, daß er den in der Stadt anwesenden und seine Verehrer empfangenden Schriftsteller-Halbgott nicht sehen soll: „Ach, könnte ich doch von meinem Arbeitstische auf einige Augenblicke fort! Wie unendlich gern möchte ich die paar Schritte hinuntereilen, um einen einzigen Blick zu richten auf meinen langjährigen, obgleich nie gesehenen Freund, dem mein ganzes, ganzes Herz gehört! Doch die Pflicht des Dienstes erlaubt es mir nicht, und ich muß mich auf diese wenigen eiligen Worte beschränken.“

Gewiß darf und soll ein Schriftsteller auf den Widerhall stolz sein, den sein Wort im Volke erweckt; er darf und soll auch auf sein Werk an sich stolz sein, und die Wertschätzung der Person forderte Goethe schon mit dem bekannten Spruche: „Nur Lumpen sind bescheiden.“ In diesem Falle ist aber doch die Ueberhebung einfach mitleiderregend.

Vollends die anspruchsvollen Sätze, die im Eingang der mehrfach erwähnten Schrift „Karl May als Erzieher usw.“ an Kritiker und Leser gestellt werden, übersteigen das Maß einer stolzen Bescheidenheit um ein beträchtliches. Da wird nicht im einfachen Tone der Behauptung, sondern im Jargon der preußischen Kriegsartikel folgendermaßen gesprochen:

„Zunächst die höchst notwendige allgemeine Bemerkung, daß diese Werke nicht oberflächlich gelesen werden dürfen. Wer sie verstehen oder gar über sie referieren will, hat sie zu studieren. Sie sind nämlich etwas ganz anderes, als das, was sie dem leichtfertig darüber hinfliegenden Auge zu sein scheinen. Die Wogen und Wellen dieser scheinbaren „Reiseerzählungen“ werden von einer geheimnisvollen **[459]** Kraft bewegt, der man mit liebendem Fleiß nachzugehen hat. Sie sind einem noch unerforschten, heiligen Waldesfrieden entstiegen und streben einer bisher noch welt- und erdenfremden Mündung zu. Der nicht oberflächliche, sondern ernste Leser, welcher in die Tiefe dringt, wird einen goldhaltigen und an Perlen reichen Grund gewahren.“

Das ist, wenn man es nicht als eine Dreistigkeit ersten Ranges auffassen mag, die Sprache eines literarischen Charlatans, der anders seine Sache nicht mehr führen kann, als daß er seine Leser zu verblüffen sucht.

* * *

⁴ Zur Jugendschriftenfrage. Herausgegeben von den Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen. Leipzig 1903. (S. 24 f.)

Zu der oben mitgeteilten Phantasie im May-Stile sei hier angeführt, was Karl May „wirklich erlebt“ an einem Tage („Am Rio de la Plata“). Wir geben den Auszug in der prägnanten Form wieder, wie sie Heinrich Wolgast in der 3. Auflage seines bekannten Buches „Das Elend unserer Jugendliteratur“⁵ bietet:

„Karl May landet vormittags, von New-York kommend, in Montevideo, geht in ein Hotel, wo er sich in eine Buch über Land und Leute vertieft ... Ein reicher Grundbesitzer kommt auf sein Zimmer und bietet ihm, da er ihn für einen berühmten Parteigänger des unruhigen Landes hält, ein Geschenk von 5000 Pesos gegen die Verpflichtung, für seine Truppe die Gewehre durch ihn zu beziehen. Der Uruguyaner wird schließlich von dem ehrlichen Deutschen hinausgewiesen und bestellt nun aus Rache einen Bravo, der noch am gleichen Tage unserem Helden sein Messer in den Leib zu jagen versucht. Inzwischen rüstet May sich zum ersten Rundgang durch die Stadt, ein Empfehlungsbrief von dem Chef eines New-Yorker Exporthauses an einen Geschäftsfreund in Montevideo fällt auf den Fußboden, das Siegel bricht, und May hat Gelegenheit zu lesen, daß der Yankee ihn, den verwegenen, aber stockdummen Dutchman, seinem Freunde für die Ueberbringung landesverrätherischer Kontrakte an einen Bandenführer im Innern empfiehlt. May gibt, nachdem er das Siegel vorsichtig wieder geschlossen, den Brief bei dem Kaufmann ab. Dieser lädt ihn zum Abendessen ein und sucht ihn im selben Moment bei der Auszahlung eines Wechsels zu betrügen. Eine Drohung mit der Polizei macht den Mann gefügig; trotz des Zwischenfalls wird die Einladung, wegen der geheimen Absichten, die der schurkische Amerikaner mit dem ehrlichen Dutchman hat, aufrechterhalten. Im Kontor ist May Zeuge gewesen, wie der Kaufmann einen barfüßigen, zerlumpten Teesammler, mit dem er abrechnet, auszubeuten sucht. Diesem Teesammler bietet er draußen Geld, um ihn aus der Abhängigkeit des Kaufmanns zu befreien. Der arme Kerl zeigt ihm zum Dank den oben erwähnten Bravo, der bereits auf der Straße Posto gefaßt hatte. Auf dem Wege zur Villa des Kaufmanns tritt er mit der andächtigen Menge in eine Kirche, wo er das stümperhafte [460] Spiel des Organisten durch geeignete Registrierung verbessert und der staunenden Schar ein paar Fugen vorspielt. Dicht vor der Villa des Kaufmanns überfällt ihn der gedungene Mörder; aber er tritt vor dem Messer zur Seite, schlägt dem Schuft die Waffe aus der Hand und schleudert ihn selbst gegen die Mauer. Leider muß er in der nächsten halben Stunde seinen Gastfreund ähnlich behandeln, als dieser ihn hindern will, den verräterischen Brief an den Bandenführer zu lesen. Der Diener erhält noch am Ausgang für eine Unverschämtheit eine Ohrfeige, die ihn 5 oder 6 Schritte von der Stelle fliegen läßt. Auf der Straße angelangt, befreit er ein junges Mädchen aus den rohen Händen eines Mannes. Aber dieser Ueberfall war fingiert, und das Mädchen, das er ritterlich nach Hause begleitet, ist von dem Bravo gedungen, und hier wäre er doch wohl noch dem Messer zum Opfer gefallen, wenn nicht der vorsorgende Teesammler mit seinen biedern Gefährten sich eingefunden, um den neuen Freund zu warnen und den Bravo mit Mays Hilfe zu fesseln. Zum Schluß des ereignisvollen Tages führen ihn die zerlumpten Gesellen in ein feines Restaurant, wo der Teesammler seinen Genossen und unserm Helden auf echtem Sèvresporzellan mit silbernem Besteck ein Abendessen von sieben Gängen mit feinsten Bordeauxweinen servieren läßt. Der zerlumpte Teesammler ist nämlich ein reicher Grundbesitzer, der an dem Leben im Urwalde Gefallen findet und seinen neuen Freund nun gewinnt, mit ihm eine Reise nach den Gran Chacos zu unternehmen, wo nach alten Urkunden in einem See und einem vermauerten Schacht Schätze aus der Inkazeit verborgen liegen.“

Man kann sich denken, daß nach dem reichen Speisezettel des ersten Tages die übrigen nicht zurückstehen. Wer einen Band Karl May gelesen hat, weiß das. Er kennt dann auch alle übrigen. Und entgegen dem diktatorischen Worte der May-Broschüre kann man sich nach einem May alle anderen schenken. In allen wird ein sehr christlicher Held durch Gefahren jeder Art gepeitscht. Das Neugierbedürfnis des naiven Menschen wird in ausgiebiger Weise befriedigt. Mehr nicht. Die Stoffgier wächst, und jeder echte May-Leser ist für alle literarisch-künstlerische Wirkung rettungslos verloren. Das ist die tief beklagenswerte Wirkung dieser entnervenden Lektüre. Karl May ist literarisches Morphium.

Wer wird sich diesem schädlichen Mittel überantworten?

Wer hat die Stirn, unserer Jugend dieses Gift zu empfehlen?!

* * *

⁵ Leipzig 1905, S. 160–161.

Damit verlassen wir das unerquickliche Thema, zu dem noch so sehr viel zu sagen wäre, und kommen wieder zur Frage des „Unbekehrten“ zurück: „Ist Karl May literarisch und moralisch gerichtet?“

Wir antworten: May wird solange nicht gerichtet sein, als eine subalterne Auffassung vom literarischen **[461]** Wert sogar in solchen Köpfen vorherrscht, die mit ihrem Urteil an die Öffentlichkeit treten.

May wird leben und florieren, solange man Stoffgier mit literarischem Interesse verwechselt, Spannungsmache mit der durch folgerichtige Entwicklung erzeugten Spannung gleichstellt und minderwertige Machwerke wegen des „Wehens des christlichen Geistes“ empfiehlt.

[(25)]

Karl May – ein Jugendschriftsteller?

Der Kulturmensch kann ohne Bücher nicht mehr leben; er braucht sie zur Ernährung des Geistes genau so, wie Speise und Trank zu der des Leibes. Und seit der Möglichkeit ihrer schnellen und leichten Herstellung und billigen Erlangung besteht auch die Anerkennung und Wertschätzung des Buches als eines der wichtigsten Erziehungsmittel. Wer vermag die Zahl der Bücher anzugeben, die im Laufe der Jahrhunderte in den mannigfaltigsten Absichten „für die Jugend“ geschrieben worden sind? Ihre Zahl ist Legion, aber nur sehr, sehr wenigen kann die sichtende Kritik das Prädikat „Für die Jugend“ auch wirklich zuerkennen. Und grade in den letzten Jahren hat man in der Jugendbibliothek mächtig aufgeräumt, hat armweis hinausgeworfen, Plunder auf Plunder geschichtet und nur das, was unsere Zeit als wirklich gut und dauernd wertvoll erkannte, in den leer gewordenen Gestellen gelassen. Um manche Bücher hat sich ein heißer Kampf entsponnen, um einige dauert er noch fort. Und der umstrittensten einer von allen „Jugendautoren“ ist Karl May. Rückhaltlose Bewunderung und Wertschätzung auf der einen, ebenso energische Verneinung und Verdammung auf der andern Seite – das ist die Meinung über ihn. Ich will nun hier nicht das schon oft gehörte Für und Wider abwägen – ich möchte die Sache einmal von einer andern Seite betrachten und die Frage stellen: Ist denn Karl May überhaupt als „Jugendschriftsteller“ aufzufassen, das heißt als ein Autor, dessen Werke in erster Linie für unsere Jugend bestimmt sind? Ich stehe nicht an, diese Frage schlankweg zu verneinen!

„Aber ich bitte Sie“, wird mir mancher Gegner antworten, „sehen Sie sich doch mal seine Indianerbücher an! Wie werden die von der Jugend verschlungen! Sollen die Schwarten etwa für jemand anderes bestimmt sein?“ Nun, daß ein Buch nicht für die Jugend geschrieben zu sein braucht, um von ihr gelesen zu werden, darauf komme ich noch zurück. Grade an den „Indianerbüchern“ aber möchte ich meine oben aufgestellte Behauptung erhärten.

Indianererzählungen hat es schon gegeben, noch ehe Chateaubriand seine „Athala“ schrieb. Als neues Moment brachte der geniale Franzose in diese Erzählung die fast dämonisch-schöne Schilderung einer Natur hinein, wie sie so fremd und wunderbar bis dahin noch nicht beschrieben worden war. Diese überwältigende Naturdarstellung ist es, die Chateaubriands Erzählungen, welche der uns so fremden Wertherstimmung entsprossen sind, auch heute noch anziehend macht. Ein späterer Darsteller der roten Rasse, Cooper, wußte das menschliche Mitgefühl für das untergehende Volk jenseits des Ozeans wachzurufen. Er nahm sich der Seele des Indianers an, er machte ihn zur moralisch-ästhetischen Persönlichkeit, ihn, den eine tiefe Tragik umweht, der unter der ehernen Faust der Zivilisation verblutet. Das erklärt den Erfolg der Cooper'schen Bücher, die noch heute zum eisernen Bestande der Knabenlektüre gehören. Ob Cooper bei seinen Lederstrumpf-Erzählungen in erster Linie an die Jugend gedacht hat? Gewiß nicht! Seine Schriften sind psychologisch-kulturhistorische Dokumente, und sie erfüllen für die Geschichte seines **[26]** Heimatlandes dieselbe Aufgabe, die die Werke Scotts für die schottische Geschichte erfüllt haben. Daß seine Bücher eine derartige Bedeutung für die Jugend erreicht haben, liegt an dem oben angegebenen Grunde, und an einem andern, auf den ich noch zu sprechen komme.

Auf Coopers Bahnen nun wandelt Karl May, aber er wächst weit, weit über den Amerikaner hinaus. Hatte Cooper versucht, uns die Psyche des roten Mannes näher zu bringen, so steckt sich Karl May neben diesem ein weit höheres Ziel; er will die rote Rasse mit der weißen versöhnen, versöhnen durch die erbarmende Menschheitsliebe, die allen, ob roter, schwarzer oder weißer Haut, eigen, wenn sie auch bei dem einen nur als Funke glimmt, bei dem andern als helles, mildes Licht erstrahlt. Das Rassenproblem wird bei May zum Menschheitsproblem. Daher mußte sich auch der Kreis seiner Betrachtung weiter erstrecken. Und so sehen wir ihn denn um die Seele des Morgenlandes werben und in dem zuletzt erschienenen „Und Friede auf Erden“ auch dem gelben Menschenbruder die Hand entgegenstrecken. Damit ist der Ring geschlossen, der die Rassen der Erde unter dem Himmel derselben Liebe vereint.

Diese Liebe ist es, die den rohen, gewalttätigen Naturmenschen zum Edelmenschen macht, die ihn Schritt um Schritt zur Höhe führt, bis er sich in den Armen dessen findet, der gesagt hat: „Du sollst alle Menschen lieben!“ Immer und immer wieder begegnen wir dieser Entwicklung vom Niedern zum Hohen, vom Gemeinen zum Edlen, die notwendig auch eine Entwicklung zur Ethik und Moral des Christentums sein muß, als dessen werktätigen Apostel sich Karl May freudig bekennt. Das ist's, was er uns stets aufs neue

sagen will: „Im Christentum liegt die völkervereinende Kraft, die alle Rassen verbinden kann und soll; aber nicht in einem hohlen, phrasenhaften Wortchristentums, sondern in schaffender, opferfreudiger, erbarmender Christenliebe!“ Er sagt selbst in einem seiner Werke („Durchs wilde Kurdistan): „Ich war der Gast von Juden, Moslemin und Heiden; bei ihnen allen habe ich Liebe und Barmherzigkeit gesät. Ich ging wieder fort und war reich belohnt, wenn es hinter mir erklang: „Dieser Fremdling kannte keine Furcht; er konnte und wußte mehr, als wir und war doch unser Bruder; er ehrte unsern Gott und liebte uns; wir werden ihn nie vergessen, denn er war ein guter Mensch, ein wackerer Gefährte; er war – ein Christ! Auf diese Weise verkündige ich meinen Glauben!“ Wenn die Erkenntnis, daß diese Art und Weise christlicher Betätigung die rechte ist, auch den Herzen der Jugend frühzeitig eingepflegt wird – um so besser. Gerichtet aber sind des Dichters Worte an uns, die Erwachsenen!

Wie oft hat man nicht über die Ich-Form der Mayschen Bücher gespottet! Und mit welchem Unrecht! Wer ist denn dieser Ich, dieser Old Shatterhand und Kara ben Nemsî anders, als die gewaltige, brennende Menschheitsfrage? Und die als Fabelwesen verhöhnten Winnetou, Hadschi Halef Omar und wie sie alle heißen mögen – was sind sie anders als Völkerseelen? Die Menschheitsseele aber, die Karl May sucht, ist in Marah Durimeh verkörpert, einer Gestalt von einer so gewaltigen poetischen Schönheit, wie ich sie gleich unergründlich und schicksalsvoll ein zweites Mal nicht kenne. In ihr ist der nie erlöschende Gottesfunke, der allen Völkern eigen, Fleisch geworden. Sie ist „voll von jener Liebe, die den Sohn des Vaters auf die Erde trieb, um ihr die frohe Botschaft zu verkünden, daß alle Menschen Brüder sind und Kinder eines Vaters.“ An der Vereinigung aller Rassen in dieser Menschheitsseele, dieser Menschheitsliebe mitzuwirken – das ist Karl Mays Lebenszweck, und zu ihm will er auch uns erziehen.

Man könnte sagen, daß diese Deutung der May'schen Lebensarbeit nach dem Muster so mancher literarischen „Erklärer“ aufgestellt ist, die um jeden Preis einen symbolischen Sinn in alles und jedes hineindeuten müssen. Nun, ich lasse den Dichter selber sprechen! Im vierten Bande des Romans „Im Reiche des silbernen Löwen“, der der psycho-biographische Versuch einer Darstellung seines bisherigen inneren Lebens ist, antwortet der Dichter auf die Frage des Ustad: „Du bist Old Shatterhand, Du bist Kara ben Nemsî?“ – „Nein, ich war es! In diesen zwei Namen habe ich denen, die es lösen wollen, ein Rätsel aufgegeben, [27] aus dessen Tür das von seinen psychologischen Fesseln befreite Menschheits-Ich wie ein im Freudenglanze strahlender Jüngling hervortreten hat. – Dieses so verspottete und verhöhnte „Ich“ in meinen Werken war nicht die ruhmelüsterne Erfindung eines wahnwitzigen Ego-Erzählers, welcher „unglaubliche Indianer- und Beduinengeschichten“ schrieb, um sich von den Unmündigen und Unverständigen beweihräuchern zu lassen.“

Damit ist die Frage, ob Karl May ein Jugendschriftsteller sei, beantwortet. In dem oben zitierten Bande sagt er auch selbst: „Über alle Maßen unglaublich ist die Blindheit derer gewesen, die sich in den ihnen sehr erwünschten Irrtum hineinlogen, daß diese meine Bücher zur vagen Unterhaltung der unerwachsenen Jugend, nicht aber ganz im Gegenteil für die geistigen Augen klar und ruhig denkender Leser geschrieben seien!“ Ja, klar und ruhig müssen die sein, die Karl May auf seinen noch von niemand betretenen Pfaden folgen, die sein Suchen nach der Menschheitsseele verstehen, seinen Kampf für die Seele, für die Charakterbildung gegenüber dem Intellektualismus würdigen wollen.“ Dieses Ringen nach den Rechten der so oft mißhandelten und dem allmächtig herrschenden Geiste gegenüber vielfach so stiefmütterlich behandelten Seele zieht sich durch alle May'schen Bücher hindurch. Vom Kinderseelchen, dem „Sonnenscheinchen“ der „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ bis hinauf zur Seeleninkarnation seiner letzten und reifsten Werke lassen sich dieser Kampf und diese Entwicklung Schritt um Schritt verfolgen. Und weil er für die Seele eintritt, für sie schreibt und schafft, darum findet auch sein Wort die Seelen, darum fliegen sie ihm zu, dorthin, wo Herz zu Herz und Seele zu Seele spricht. Die hohen Auflagen der May'schen Werke – es sind in Deutschland mehr als anderthalb Millionen Bände verbreitet – sprechen am besten dafür.

Dieses Hinüberklingen von Seele zu Seele ist es auch, was die unter dem Zwange des Intellektualismus oft hart seufzende Jugend dem Dichter zuführt. Es ist Karl May nie eingefallen, sich in die Schülerbibliotheken, in die Auswahlkataloge der Jugendschriftenausschüsse zu drängen. Seine Werke sind, das betone ich noch einmal, für die Erwachsenen geschrieben. Aber die Jugend fühlt, daß ein ihr Verwandter aus des Dichters Büchern spricht, und sie eilt dorthin, wo diese Töne erklingen. Der Geist mag dressiert und geformt und emporgeliebt werden – die Seele hat andere Wege zu gehen! Und die führen zu sonnigen Höhen hinauf, wo der Menschheit Pulse schlagen und ein reiner, gewaltiger Odem weht. Nicht das Abenteuerliche und

Außerordentliche nur ist es, was die Jugend an Karl May anzieht. Das kann sie in den berüchtigten Zwanzigpfennigheften, viel abenteuerlicher und blutrünstiger haben. Nein, sie fühlt, daß aus diesen Büchern etwas ganz anderes, etwas Reines und Hohes spricht, etwas, was halb unbewußt in jedem reinen Kinderherzen schlägt, was voll und bewußt jedes guten Menschen Herz durchbebt. Das Menschlich-Edle und Kindlich-Reine, das aus diesen Büchern spricht, ist es, was die Kinder und alle, die ein Fünkeln Himmelslicht aus dem sonnigen Kinderlande ins harte, kalte Leben hinübergerettet haben, dem Dichter zuführt. Darum konnte ein Elsässer Professor dem Verleger schreiben: „Ist es nicht wunderbar, daß Karl May ebenso sehr dem reifen Manne, wie dem Tertianer und dem Backfischchen gefällt? Fürwahr, eine wunderbare Lektüre!“

Außer dem eben angeführten hat noch ein zweiter Grund daran mitgewirkt, Karl May grade unter der Jugend eine so große Gemeinde zu gründen.

Wer eine Schülerbibliothek zu leiten hat, der wird die merkwürdige Erfahrung gemacht haben, daß wirklich gute Bücher, die ausdrücklich für Kinder geschrieben sind und aus dem Kinderlande erzählen – Pole Poppenspärer z. B. – wenig verlangt werden. Bücher aber, die von Leiden und Kämpfen der Großen berichten – Reisen, Kriegserzählungen usw. – werden viel und gern gelesen. Wo aber etwa Cooper oder Karl May vorhanden sind, da wird diesen vor allen andern der Vorzug gegeben. Wie erklärt sich diese Erscheinung?

Die irrtümliche Meinung ist noch immer verbreitet, daß Kinder sich hauptsächlich für Kinder interessieren. Daher werden den Kindern Kinderbücher vorgelegt, und – von ihnen zurückgewiesen! Das Kind nimmt seine Ideale aus der Welt der Erwachsenen. Es will wachsen und schwärmt und begeistert [28] sich für den, der über seine Umgebung hinauswächst. Die Männlichkeit ist es, die ihm imponiert. Und nun gar die Indianer! Jägervölker gehören der menschlichen Kinderzeit an; ihre Weltanschauung und Lebenserfahrung sind unentwickelt, ihre Leidenschaft ist primitiv und bewegt sich in engen Grenzen. Da sie eine Vergangenheit nicht haben und die Zukunft nicht kennen, hängen sie fest an der Gegenwart und verteidigen die bedrohte mit heldenhafter Zähigkeit. Ihre Seele, die Kinderseele der Menschheit, ist der Seele unserer Jugend nahe verwandt. Und hier liegt der Grund der Anziehungskraft, die grade die Indianer auf unsere Knaben ausüben: sie interessieren sie nicht deshalb, weil sie Indianer, sondern weil sie ein Volk von Knaben sind und doch Männer in all' ihrer Kindlichkeit.

Und nun hebe man aus der Menge der gewöhnlichen Gestalten einen heraus, einen, der über die andern hervorragend, der alles in sich vereint, was die ganze Rasse dem Knaben anziehend macht – und er wird ihm zujubeln und ihn als Muster nehmen. Daher die Wirkung, die ein Winnetou, ein Halef Omar auf unsere Knaben ausüben müssen! Es sind Gestalten, die einer nationalen Jugendzeit angehören, Gestalten, die unter den Händen eines Meisters moralisch und ästhetisch vollendete Persönlichkeiten geworden sind.

Das sind die psychologischen Gründe, die Karl May zu einem Jugendschriftsteller gemacht haben, ihn, dessen Bücher für innerlich gereifte und denkende Erwachsene bestimmt sind. Und die Gemeinde derer, die in seinen Büchern keine verlogenen Abenteuergeschichten, sondern Wegweiser auf dem Pfade zur Welterneuerung, zur allumfassenden Menschheitsseele sehen, wird immer größer. Die „Münchn. Allg. Zeit.“ hat Recht, wenn sie schreibt: „Der Name Karl May bedeutet heute eine Macht. Wir müssen diesen Sohn des Sachsenlandes wohl ebenso auffassen, wie den Autor der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ oder den der „Welträtsel“. Und wenn auch an vielen der tiefe Gehalt dieser Werke noch verloren geht – in einer stillen Stunde steigt doch der eine oder andere in Märchengestalt gekleidete Gedanke wieder auf, und dann erfüllt sich, was Karl May in dem mehrfach zitierten Bande des „Silbernen Löwen“ sagt: „Sie – die in Märchengestalt gekleidete Wahrheit – hat scheinbar so gar nicht viel zu sagen, daß man sie gerne hier und da zu Worte kommen läßt. Sobald sie spricht, denkt man sich zunächst nichts dabei. Doch wenn sie fortgegangen ist, beginnt man unwillkürlich nachzusinnen. Dann kommt es freilich an den Tag, daß dieses sogenannte Märchen ein Himmelskind gewesen ist, welches, wenn man dies gewußt hätte, nicht fortgewiesen worden wäre⁶. Nun aber hat es doch gesprochen, und was es sprach, sitzt fest!“

H. K., Str.

⁶ [recte: „... welches, wenn man dies gewußt hätte, fortgewiesen worden wäre. ...“ !!]

Wir Katholiken und die deutsche Literatur.

Von Heinrich Falkenberg.

[... ..]

Statt weiterer Beispiele will ich nur noch hinweisen auf die Hilflosigkeit der Kritik gegenüber Karl May.

Zuerst die tollsten Jubelhymnen; ich erinnere nicht [sic] nicht, vor dem großen Zusammenbruch auch nur eine einzige Kritik gefunden zu haben, die an dem „großen Apologeten“ gefunden hätte, daß sein ganzes Christentum ist: nicht Stehlen und Morden und viel, viel aufgepappte Marienverehrung, daß dagegen von dem unermeßlichen christlichen und katholischen religiösen Leben, von Morgen- und Abendgebet bis zum Kirchenbesuch, Missionswesen und Caritas, vom inneren Leben zu schweigen, nicht die Spur zu finden ist, also vom Katholizismus höchstens die Karikatur. Von einer halbwegs zutreffenden literarischen Bewertung war noch weniger zu finden, und doch trifft die *cum grano salis* zu nehmende Kritik des Dürerblattes (Nr. 2 S. 18): „der ekelste der Kolportageschreiber“, auf manchen der vielgelesenen Bände zu. Ungehindert ließ man den Verleger Fehsenfeld kolossale Summen aus unseren Vereins- und Privatkassen herausholen.

Nach den Enthüllungen, die den Verfasser moralisch unmöglich machten, fiel die Kritik in das andere Extrem: sie ignorierte ihn vollständig, seine Bücher wurden so ziemlich boykottiert. Wieder mit Unrecht; denn sie sind als sittenrein und nicht blutrünstig für unsere Bibliotheken als Lesestoff namentlich für die sensationslüsterne männliche Jugend vielfach ein unentbehrlicher Notbehelf; darüber kann sich nur entrüsten, wer nicht weiß, in welcher ungeheuren Menge selbst die besseren Kreise, die wirklich hochgebildeten eingeschlossen, Kriminal- und Detektivromane, Sherlock Holmes u. a. und auch Karl May konsumieren.

Neuerdings findet Karl May wieder Zutritt dort, wohin er absolut nicht gehört, in unsere periodische Literatur, den „Deutschen Hausschatz“ und die „Epheuranken“. Aber keine warnende Stimme erhebt sich, obgleich wenigstens die Erzählung „Schamah“, die durch 6 Nummern der „Epheuranken“ (XVIII. Jahrg.) gelaufen ist, einen Sturm der Entrüstung bei den Eltern und Erziehern hätte hervorrufen müssen, die das Blatt ihrer Jugend geben, die Kritik „literarische Roheit“ (Jugendschriften-Warte 1908, 30) ist für dieses Machwerk noch zu mild. Im Gegenteil. Schreibt doch z. B. das Allgem. Literaturblatt der Leo-Gesellschaft (1907, S. 761):

„Gewiß ist allseitig mit lebhafter Freude die Kunde von der (geschwindelten!) völligen literarischen Rehabilitierung K. Mays, die ihm nach langen Kämpfen mit übelwollenden Kritikern (Dr. Cardauns!!!) von gerichtlicher Seite zuteil wurde, vernommen und seine erneute literarische Tätigkeit (s. Deutscher Hausschatz, Jhg. 1908) begrüßt worden.“

Neuestens, eben während ich dieses schreibe, wird mir die Theorie zu dieser Praxis auf den Tisch gelegt: Der „Gral“ bricht in Nr. 11 S. 522 f. eine mehr als ritterliche Lanze für Karl May „vom rein literarischen Standpunkt“. Ich hoffe, der Artikel ist nur aus Kourtoisie gegen die Verfasserin (M. ist wohl M. D.) aufgenommen, von der ich zu ihren Gunsten annehme, daß ihre Kenntnis des Autors sich auf einen geringen Teil seiner enormen Produktion beschränkt. Wenn aber der „Gral“ weiter in dieser Weise das gerade gegenwärtig von L. Gurlitt, Otto Ernst u. a. (Lit. Umschau des Berl. Lokal-Anzeigers 1908, Nr. 150 u. 163) mit Recht betonte Prinzip übertreibt, daß das Bedürfnis nach Sensation für gewisse Altersstufen psychologisch tief begründet ist und an sich Befriedigung verdient, so gibt er seinen Gegnern böse Waffen in die Hand.

Allerdings ist die letztgenannte Kundgebung noch harmlos gegenüber einer Anzahl auf einem Prospekt abgedruckten Rezensionen aus der „Lit. Rundschau“, „XX. Jahrhundert“, „Natur u. Kultur“ u. a., die auf den neuesten Bluff hereinfliegen, daß Mays Reise-Erzählungen „figürlich resp. symbolisch zu nehmen sind“, daß er schreibt, „um die Menschheitsrätsel und die Menschheitspflichten darzustellen, an deren Lösung und Erfüllung das begonnene Jahrhundert zu arbeiten hat“, „er macht es seinen Lesern möglich, in der Erkenntnis hoher geistiger Werte fortzuschreiten und sich an der praktischen Idealisierung und Verfeinerung der gegenwärtigen materialistischen Lebensströmungen persönlich zu beteiligen“, usw. So etwas ist doch einfach ekelhaft, wenn man Karl May, seine Werke und seine Geschichte daneben hält. Wenn die gedachten Rezensionen nicht im Inseratenteil gestanden haben, und das Publikum fällt darauf herein, so tut mir das Publikum leid und die Presse mit ihrem hohen Beruf. Die Tatsache, daß Karl May abgelehnt wird vom bayerischen Kultusminister, der auf Wunsch der Lehrerschaft die Entfernung der

Mayschen Schriften aus den Mittelschulbibliotheken angeordnet hat, bis zur sozialdemokratischen Fachpresse, aber auch vom Lesepublikum selbst, das z. B. in Oberschlesien Karl May von der zweiten Stelle in der Lese-Statistik 1905 im folgenden Jahre auf die siebente zurückgedrängt hat, sollte auch die katholische Kritik zur Behutsamkeit mahnen.

Karl May

Durch die deutsche Presse ist in den letzten Tagen ein Sturm gegangen, der Kampf gegen den Schriftsteller Karl May. Wir sagen gegen ihn. Nur wenige Blätter haben ein Wort für ihn gefunden. Durchschnittlich alle habe es gewagt ihren Lesern eine vernichtende Kritik über ihn und seine Werke zu bieten. Man muß geradezu staunen, mit welcher bodenlosen Leichtfertigkeit Urteile gefällt wurden. Der Nachahmungstrieb der sich im deutschen Blätterwald in der Form des kritiklosen Glaubens und Abschreibens kund tat, hat sich ins Unglaubliche gesteigert. Viele Freunde, die Karl May hatte, sind auf die leichtfertigen Zeitungsberichte hin notwendiger Weise sofort umgefallen und haben geglaubt, was man ihnen aus der Redaktionsküche vorsetzte. Nicht alle, Gott sei Dank! Bloß die Dummen, die Einfältigen, die Kritiklosen, die seichten Alltagsmenschen, die Freunde, von denen hundert und tausend und mehr auf ein Lot gehen. Wir zählen uns noch zu seinen Freunden. Natürlich wird darob mancher unserer biederen Mainathener, die importierten mitinbegriffen, seine kunstverständige Nase rümpfen oder wird uns mitleidig belächeln. Wir nehmen diese Meinungsäußerung an als das höchste Lob, das uns von derlei Leuten gesendet werden kann.

[139] Wir wollen aber in unserem Artikel nicht nur bekennen, daß wir uns gern und freudig auf die Seite May's schlagen, sondern wir wollen auch sagen, warum wir es tun.

I.

Zunächst einmal angenommen, es ist alles Wort für Wort vollkommen wahr, was selbst die unanständigsten Blätter in ihrer kritiklosen Art uns berichtet haben, was soll das beweisen?

Das könnte höchstens dartun, daß May persönlich ein ganz verabscheuungswürdiger Mensch wäre, sonst rein gar nichts. Wer nur einigermaßen offen und ehrlich denkt, der wird nicht leugnen können, daß die bekannten Reiseromane Karl May's zu den interessantesten und spannendsten Erscheinungen auf dem Büchermarkt gehören. Er wird nicht leugnen können, daß darin eine reiche Phantasie bunte und klare Bilder des Lebens und Geschehens schafft, daß eine überraschende und sichere Logik die Handlungen einfädelt und weiterspinnt. All das sind Dinge, die man bei so manchen modernen Literaturgrößen vergebens sucht. Und die Sprache? Die Sprache ist ein leichter und fließender Dialog, den Personen stets angemessen, verliert sich niemals in den Niederungen und erhebt sich zuweilen zu einer wirklich dichterischen Schönheit.

Aber das kümmert die Herren Kunstverständigen nicht. Was sie für „literarischen Schund“ und für „literarische Verbrechen“ halten, das muß es auch sein.

Dazu kommt noch, daß die Charakteristik der geschilderten Personen eine einheitliche und klare ist. Wir haben nicht Raum, das hier im Einzelnen zu beweisen, könnten es aber mit Leichtigkeit. Wer nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, kann sich ja durch Einsicht der Bücher selbst davon überzeugen. Aber nicht nur die Personen, auch die Gegenden, das Milieu ist wahrheitsgetreu wiedergegeben. Auch davon kann man sich leicht durch einen Vergleich mit andern Werken überzeugen. Wir wollen hier beispielsweise auf die Schilderung der Albanesen bzw. Skipetaren verweisen. Ein hiesiges Blatt hat einen Artikel über die Albanesen gebracht, den es eingeständener Maßen aus dem Werk von Paul [140] Siebertz abgeschrieben hat. Da selbiges Blatt zugleich einen ganz dummen und unreifen Artikel über Karl May gebracht hat, mag es die Schlußfolgerung aus diesen beiden Tatsachen ziehen. Wir möchten auch nicht verfehlen darauf hinzuweisen, daß dieses Blatt den Ausdruck „literarischer Dieb“ skrupellos weiter kolportiert hat ohne zu bedenken, daß es seinen Autor Siebertz ebenfalls zum literarischen Dieb stempelt, wenn es von ihm berichtet, er habe vor Erscheinen seines Werkes erst die wissenschaftliche Literatur über Albanien durchgearbeitet. Wir wollen selbstverständlich damit keinen Stein auf Siebertz werfen. Das wird jeder exakte Wissenschaftler tun, was Siebertz getan hat. Wenn aber Karl May erst literarische Werke durcharbeitet um seine Werke auf eine richtige Grundlage zu stellen, dann nennt das ein ehrwürdiger Pater und mit ihm die Compagnie ehrwürdiger Blätter einen literarischen Diebstahl. Nun kommen wir zu dem für uns wichtigsten Punkt. Wo ist in den Reiseromanen May's, in den rund 30 Bänden, auch nur eine einzige unfeine, unsaubere, undelikate Stelle? Den Mann möchten wir sehen – selbst wenn er noch so empfindlichen Gemüts wäre – der uns diese Stelle zeigt.

Das ganze Werk May's, die zahlreichen Bände, alles ist getragen von einer vornehmen Denkungsart, von wahrhaft christlichem, tatkräftigem Geist, von einer gesunden Welt versöhnenden Liebe.

Wer aufstehen kann um das zu widerstreiten und zu leugnen, den erklären wir für einen Dummkopf und Lügner. Der Gegenbeweis steht ihm vor dem Gerichte frei.

So und nun haben wir unsere Meinung über die Reiseromane May's gesagt. Was wir gesagt haben, entspricht der Wahrheit und einem gerechten Urteil. Man hat zwar in frecher voreiliger Weise behauptet, May habe seine Romane erst in unsittlicher Weise geschrieben. Wir wollen einmal vorerst annehmen das sei wirklich so. Was ist dann? Das ändert doch wahrhaftig nicht den Wert der Romane, wie sie jetzt sind. Bloß ungebildete Leute, welche die Person von der Sache nicht zu trennen vermögen, welche nicht objektiv denken können, werden aus diesem Grund [141] gegen die Romane losziehen. So wie sie jetzt sind, sind diese Bücher eine Quelle des Heitern, des Reinen und des Schönen. Wir glauben nicht, daß das ein Mensch mit gesunden Sinnen zu bestreiten vermag. Was kümmert es uns, wie sie früher angeblich einmal waren, was kümmert es uns, wer ihr Verfasser ist, wir wollen doch die Bücher, wie wir sie kennen kritisieren. Darauf kommt es an. Und da wiederholen wir: Karl May's Reiseromane sind unbestreitbar rein und gut.

[149]

(Würzburger Glöckli Nr. 19 vom 07.05.1910)

Carl May

Wir haben in unserer letzten Nummer rein sachlich unter Ausschaltung der ganzen Persönlichkeit May's einige Ausführungen gebracht. Nun wollen wir im Folgenden auch etwas das persönliche Gebiet betreten und die Wahrheit von Schwindel und Unsinn sondern.

II.

Zunächst das sagenhafte Urteil des Schöffengerichts Charlottenburg. Wenn die Zeitungsberichte hierüber wahr sind, dann darf sich der dortige Amtsrichter sein Geld wieder herauszahlen lassen, denn diese Vorsitzführung ist eine Köpenickiade erster Güte.

[150] Man denke nur: die eine Partei trägt ihre unglaublichen Behauptungen vor, die andere Partei bestreitet das. Darauf zieht sich das Gericht zur Beratung zurück und verkündet ein Urteil auf 15 Mark Geldstrafe. Wohl gemerkt, von den sämtlichen Behauptungen wurde keine einzige als wahr oder unwahr festgestellt. Dagegen protestierte sogar der Verteidiger des beklagten Lebius mit Recht. Offenbar war sein erhobener Protest aber dann so heftig, daß der Herr Amtsrichter für sein Leben und seine Stellung fürchtete und sich mit seinen beiden Schöffen sofort wieder ins Beratungszimmer verschlüpfte, nachdem er das bereits verkündete, also rechtskräftige Urteil für nichtig erklärt hatte.

Das zweite Urteil, das so famos auf die Trümmer des ersten gesetzt wurde, sprach den Lebius frei. Nun möchten wir fragen, wie der Amtsrichter zu diesem Urteil gekommen ist. Die schweren Vorwürfe, die Lebius mit den Worten „geborener Verbrecher“ und „der kriminelle Egoismus“ dem Schriftsteller Carl May gemacht hat, bilden in ihrem Zusammenhang eine Beleidigung, auch wenn er den Wahrheitsbeweis angetreten hätte. In Wirklichkeit ist aber in der ganzen Verhandlung nicht einmal die geringste Spur eines Wahrheitsbeweises zu sehen. Auf die bloß einseitigen Behauptungen des Lebius hin hat das Gericht sein Urteil gefällt. Nach all diesen Zeitungsberichten scheint uns das Charlottenburger Gericht seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen gewesen zu sein und es wäre wohl sehr angebracht, wenn der dortige Amtsrichter einen Kursus über Strafrechtspflege bei einem bayerischen Dreierjuristen besuchen würde.

So lautet unsere Kritik über das Charlottenburger Amtsgericht. Daß sie vollkommen gerechtfertigt ist, wenn die Zeitungsberichte nicht geflunkert haben, wird kein redlich denkender Mensch bestreiten können. Uns ist es darum schleierhaft, wie ein Redakteur, der es auch nur halbwegs ernst nimmt mit seinem Beruf, der nicht bloß ein gedankenloser Abschreiber stumpfsinniger Geistesprodukte ist, sich auf ein so unsinniges Urteil stützen und den Stab über einen Mann brechen kann. Aus diesem Grund verwahren wir uns auch dagegen, daß ein hiesiges Blatt von einer Entlarvung [151] May's als eines Plagiators, Schwindlers und wiederholt abgestraften Verbrechers zu sprechen wagte. Nichts als unerwiesene Behauptungen sind bis jetzt die Angriffe gegen May; das aller Gesetzlichkeit hohnsprechende Urteil des Amtsgericht Charlottenburg hat keine Existenzberechtigung.

III.

Nun kommen wir etwas zur Charakteristik der Personen, die im Kampf gegen May eine Rolle spielen.

„Der erste, der vor Carl May's Schriftstellerei öffentlich warnte, war Dr. Hermann Cardauns“. So haben wir irgendwo gelesen. Mag der Mann seine Warnung vor Carl May als seine schönste Tat betrachten und mögen ihm seine guten Freunde aus den in den Küchen ihrer Ehefrauen vorgefundenen Lorbeerblättern einen Kranz für die Unsterblichkeit winden, wir haben nichts dagegen. Damit sind die Akten über diesen Fall geschlossen.

Dann kommt der Herr Pater Ansgar Pöllmann, der sich angeblich eingehend mit der Mayfrage beschäftigte, der angeblich unbarmherzig mit dem Schriftstellerruhme May's aufräumte und ebenso mit seinen literarischen Schwindeleien und Diebereien. Was es mit dem letzteren auf sich hat, haben wir bereits in unserer letzten Nummer ausgeführt. Um den Schriftstellerruhm May's sorgen wir uns nicht. Das eingehende Studium aber interessiert uns etwas. Wir müssen leider bekennen, daß uns die epochemachenden Werke dieses Paters unbekannt geblieben sind. Vielleicht hat jemand die Güte uns dieselben zur Verfügung zu stellen, damit wir in eine Würdigung derselben eintreten können. Bis jetzt kennen wir nur eine Sammlung von Pöllmann'schen Schlagern, die eine traurige Perspektive für die näheren Details eröffnen. Sachliches erwarten wir verzweifelt wenig, lassen uns aber sehr gerne vom Gegenteil überzeugen. Vielleicht trägt auch der Beleidigungsprozeß May gegen Pöllmann dazu bei, den Herrn Pater in Zukunft zu einer maßvolleren und weniger persönlichen Kundgebung seines sehr subjektiven Kunstverständnisses zu veranlassen.

[152] Der nächste Mann, mit dem wir uns etwas eingehender zu befassen haben werden, ist der Held und Sieger im Charlottenburger Prozeß, der Gewerkschaftssekretär Lebius.

[156]

(Würzburger Glöckli Nr. 20 vom 14.05.1910)

Carl May

Zunächst bestreitet unseres Erinnerns kein einziges Blatt, daß Lebius einen sehr häßlichen und persönlichen Kampf gegen May führte. Das allein spricht schon für die Unlauterkeit seiner Absichten.

Wenn man aber erfährt, daß eben dieser Lebius, obwohl er die früheren Angriffe gegen May entweder kannte oder wenigstens davon wissen mußte, sich später an May herranmachte, sich als dessen Verehrer aufspielte, so mögen sich schon manche Zweifel an der Charakterfestigkeit seiner Person angeben. Doch könnte man das immer noch begreifen. Daß er aber dann plötzlich ein Todfeind May's wurde, ist zum mindesten sonderbar. Freilich, wenn man den Grund weiß, nicht mehr. Geld wollte er von May ausschlagen und als er damit abblitzte, da hielt er auf einmal den früher verehrten May für einen „Verderber der deutschen Jugend.“ Man hat Lebius nicht nur nachgeredet, sondern auf Grund der Landgerichtlichen Akten Berlins auch nachgewiesen, daß er Erpressungsversuche gegen May verübte. Gedroht hat er zwar zu klagen, getan hat er es aber nicht. Man hat Lebius den Grundsatz nachgeredet: Wer am meisten zahlt, der hat uns,“ er hat eine Verleumdungsklage angekündigt, hat sie aber nicht erhoben. In das Vertrauen der geschiedenen Frau May's hat er sich eingeschlichen unter dem Vorwand ihr zu helfen, in Wirklichkeit um sie für sich auszunützen. Ihre Mitteilungen, über die er zu schweigen hoch und heilig versprochen hatte, hat er übelwollend und absichtlich entstellt und verzerrt sofort veröffentlicht. Sein Manneswort gilt ihm also nichts. Die Unterschriften, die er von der geschiedenen Frau May's empfangen hat, hat er ihr abgeloct und [157] abgezwungen, sie erklärt, sich unmöglich zu dem Inhalt der unterschriebenen Schriftstücke bekennen zu können, sie erklärt sie für Produkte Lebius'scher Uebertreibung, Phantasie und Gewissenlosigkeit, sie nennt Lebius einen Schuft, der über Leichen geht. Lebius weiß das und hat sich nicht gewehrt.

Das ist ein kleiner Auszug über die Person des Helden Lebius. Wir sind nicht seine Gegner und Ankläger, wir wollen mit unseren Ausführungen nur dartun, daß Lebius gewiß nicht der Mann ist, der das Recht hat einen Stein auf May zu werfen. Wie man einen solchen Mann, dessen Motiv für seinen Kampf gegen May nur die Rache für eine erlittene Niederlage ist, die Wahrung berechtigter Interessen zubilligen kann, muß zum mindesten zu denken geben. Aber auch auf die Gegner May's, die mit Lebius Hand in Hand und Arm in Arm gehen, muß der Schatten dieser Person fallen. Es ist ein bedenkliches Lob, das Lebius dem Pater

Pöllmann spendet; ein Lob von solchen Lippen ist nicht ohne eigennütigen Grund. Inwieweit Pöllmann aus den Kreisen, die der Stein zieht, den Lebius geworfen hat, sich wieder befreien kann, wird die Zukunft ja zeigen.

Von der Persönlichkeit der geschiedenen Frau May's endlich, die in törichtem Unverstand zu mancherlei Mißlichkeiten Anlaß gegeben hat, wollen wir weiter als schon bisher geschehen nicht reden.

So ergibt denn die Revue über die im letzten Kampf gegen May hervorgetretenen Personen für May durchaus kein unerfreuliches Bild. Er darf wohl mit Recht von sich sagen, daß er der Bessere, der Geläutertere und der Sachlichere von ihnen ist. Man lese doch einmal die außerordentlich ruhigen und abgeklärten, jeder Gehässigkeit entbehrenden Ausführungen May's in der Freistatt, einer Wiener Wochenschrift, gegen die Angriffe seiner Gegner. Pöllmann hat in der Zeitschrift „Ueber den Wassern“ gegen May polemisiert. May nennt seine Erwiderung sehr zutreffend „Auch über den Wassern“ und zeigt sich damit hoch über schmutzigen Wassern. May ist aber nicht nur der Sachlichere, er ist auch der Geläutertere. Wir wissen einstweilen noch nicht, was wahr ist an all den Vorwürfen [158] gegen seine Person, denn das Gerede des Lebius ist bis zu einwandfreien Beweis mit samt dem Urteil des Charlottenburger Schöffengerichts für uns nicht vorhanden. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß das Meiste davon sich als Uebertreibung, als Kombination und leichtfertige, vielleicht auch böswillige Anschwärtzung entpuppen wird. Wenn das landgerichtliche Berufungsurteil vorliegt, dann wird ja Klarheit werden, vorausgesetzt allerdings, daß es überhaupt einen Wahrheitsbeweis zuläßt und den Lebius nicht schlankweg wegen sogenannter Formaler Beleidigung verurteilt, wie es sich von Rechtswegen gebührt. Aber wir wollen einmal annehmen, May sei, wie Lebius behauptete, in seiner Jugend der Räuberhauptmann gewesen, May sei ein Verbrecher gewesen, May habe mehrjährige Zuchthausstrafen verbüßt, was ist dann? May zählt heute 68 Jahre. Nach den Behauptungen des Lebius hat er im Jahre 1874 seine letzte Strafe verbüßt und seit dieser Zeit weiß auch Lebius nichts mehr über ihn zu sagen. Es weiß also auch Lebius, der anscheinend May's Vergangenheit besser kennt, als dieser selbst, über die letzten 35 Jahre May's nichts Ehrenrühriges zu sagen. Und nun steht dieser Mann auf und zerrt nach 35 reinen Jahren die Jugendsünden des Andern an die Oeffentlichkeit, wühlt breit und behaglich darinnen herum und schreit und heult und die große Menge steht darum herum und gafft und entrüstet sich in ihrer heiligen Unschuld vor den Schandtaten dieses endlich entlarvten Schwindlers und Diebs. Wahrlich der Schmutz, den Lebius aufrührt, der beschmutzt nur seine Hände und der Gestank, der davon ausgeht, der entrüstet nur die Nasen der müßigen, maulaufsperrenden Gaffer. May hat vor 35 Jahren diesen Schmutz von sich abgetan. Wer heißt nun Lebius und seine Anhänger ihn wieder aufzunehmen? Und was kümmert das den Karl May der vor 35 Jahren geboren ward? Wir haben bisher geglaubt, daß Karl May auch persönlich so rein sei, wie die Helden in seinen Schriften. Nun wenn das landgerichtliche Urteil dem Lebius recht gibt, dann ist eben May für uns kein Achtundsechzigjähriger, sondern erst ein Fünfunddreißiger und wir wünschen ihm noch einmal 35 lebensfrische, arbeitsfrohe Jahre dazu.

[159] Weiß Geistes und Herzens aber die Leute sein müssen, die einen Mann verurteilen, der ein Menschenalter hindurch Herz und Hand von den Niederungen des Lebens ferngehalten hat, der sich aus eigener Kraft aus den dunklen Tiefen der Menschheit zu den sonnigen Höhen des Verzeihens und Begreifens hinaufgerungen hat, das überlassen wir zur freien Beurteilung allen denen, die noch des vernünftigen Denkens fähig sind.

So kommen wir denn zu dem Schlusse, daß auch die persönlichen Angriffe gegen May jeder gerechten Unterlage entbehren. Denn entweder sind die Behauptungen des Lebius nicht wahr, dann fällt von vornweg alles Häßliche in sich zusammen; oder sie sind wahr, ganz oder zum Teil, dann hat May seine Taten längst gesühnt, er hat 35 Jahre lang ein reines und freies Leben gelebt und hat mit seinen Schriften sich einen entsühnenden Tempel gebaut über der Stätte seiner Schuld.

Das Elend unserer Jugendliteratur.

Von Heinrich Wolgast.

[178]

Alle genannten Verfasser von Abenteuergeschichten werden an Fruchtbarkeit und Beliebtheit, an Ausprägtheit des Charakters und an – Gefährlichkeit übertroffen von Karl May in Radebeul. Seine 50 Bände Reiseerlebnisse sind vielleicht nicht in erster Linie für die Jugend gedacht; es gibt oder gab so etwas wie eine Karl-May-Gemeinde unter den „Gebildeten“ aller Stände. Aber die abenteuerlichen Stoffe seiner Romane, ihre „sittliche Reinheit“, die gelegentlich zur Schau gestellte Frömmigkeit ihres Helden (nämlich Karl Mays) ließen sie bald als ein auch für die Jugend geeignetes Lesefutter erscheinen. Unter den Schülern und, wie es scheint, auch unter den Lehrern der höheren Lehranstalten haben die Mayschen Bücher ihre besonderen Liebhaber. Ich lasse den Leser einen Blick in den Band [179] „Am Rio de la Plata“ tun: Karl May landet vormittags von New-York kommend in Montevideo, geht in ein Hotel, wo er sich in eine Buch über Land und Leute vertieft, um darauf im Laufe des Tages noch folgende Erlebnisse zu haben. Ein reicher Grundbesitzer kommt auf sein Zimmer und bietet ihm, da er ihn für einen berühmten Parteigänger des unruhigen Landes hält, ein Geschenk von 5000 Pesos gegen die Verpflichtung, für seine Truppe die Gewehre durch ihn zu beziehen. Der Uruguayer wird schließlich von dem ehrlichen Deutschen hinausgewiesen und bestellt nun aus Rache einen Bravo, der noch am gleichen Tage unserem Helden sein Messer in den Leib zu jagen versucht. Inzwischen rüstet May sich zum ersten Rundgang durch die Stadt, ein Empfehlungsbrief von dem Chef eines New-Yorker Exporthauses an einen Geschäftsfreund in Montevideo fällt auf den Fußboden, das Siegel bricht, und May hat Gelegenheit zu lesen, daß der Yankee ihn, den verwegenen, aber stockdummen Dutchman, seinem Freunde für die Überbringung landesverräterischer Kontrakte an einen Bandenführer im Innern empfiehlt. May gibt, nachdem er das Siegel vorsichtig wieder geschlossen, den Brief bei dem Kaufmann ab. Dieser lädt ihn zum Abendessen ein und sucht ihn im selben Moment bei der Auszahlung eines Wechsels zu betrügen. Eine Drohung mit der Polizei macht den Mann gefügig; trotz des Zwischenfalls wird die Einladung, wegen der geheimen Absichten, die der schurkische Amerikaner mit dem ehrlichen Dutchman hat, aufrechterhalten. Im Kontor ist May Zeuge gewesen, wie der Kaufmann einen barfüßigen, zerlumpten Teesammler, mit dem er abrechnet, auszubeuten sucht. Diesem Teesammler bietet er draußen Geld, um ihn aus der Abhängigkeit des Kaufmanns zu befreien. Der arme Kerl zeigt ihm zum Dank den oben erwähnten Bravo, der bereits auf der Straße Posto gefaßt hatte. Auf dem Wege zur Villa des Kaufmanns tritt er mit der andächtigen [180] Menge in eine Kirche, wo er das stümperhafte Spiel des Organisten durch geeignete Registrierung verbessert und der staunenden Schar ein paar Fugen vorspielt. Dicht vor der Villa des Kaufmanns überfällt ihn der gedungene Mörder; aber er tritt vor dem Messerstich zur Seite, schlägt dem Schuft die Waffe aus der Hand und schleudert ihn selbst gegen die Mauer. Leider muß er in der nächsten halben Stunde seinen Gastfreund ähnlich behandeln, als dieser ihn hindern will, den verräterischen Brief an den Bandenführer zu lesen. Der Diener erhält noch am Ausgang für eine Unverschämtheit eine Ohrfeige, die ihn fünf oder sechs Schritte von der Stelle fliegen läßt. Auf der Straße angelangt, befreit er ein junges Mädchen aus den rohen Händen eines Mannes. Aber dieser Überfall war fingiert, und das Mädchen, das er ritterlich nach Hause begleitet, ist von dem Bravo gedungen, und hier wäre er doch wohl noch dem Messer zum Opfer gefallen, wenn nicht der vorsorgende Teesammler mit seinen biedern Gefährten sich eingefunden, um den neuen Freund zu warnen und den Bravo mit Mays Hilfe zu fesseln. Zum Beschluß des ereignisvollen Tages führen ihn die zerlumpten Gesellen in ein feines Restaurant, wo der Teesammler seinen Genossen und unserm Helden auf echtem Sèvresporzellan mit silbernem Besteck ein Abendessen von sieben Gängen mit feinsten Bordeauxweinen servieren läßt. Der zerlumpte Teesammler ist nämlich ein reicher Grundbesitzer, der an dem Leben im Urwalde Gefallen findet und seinen neuen Freund nun gewinnt, mit ihm eine Reise nach den Gran Chacos zu unternehmen, wo nach alten Urkunden in einem See und einem vermauerten Schacht Schätze aus der Inkazeit verborgen liegen.

Ich darf es mir nach dieser Probe von dem ersten Tag in Uruguay erlassen, die folgenden Tage und die verabredete Reise, auf der überall neue Verwicklungen und Abenteuer an den Faden der Erzählung anschließen, zu schildern. Den [181] gewöhnlichen Lauf der Dinge gibt es für Karl May nicht; er hängt ein Abenteuer an das andere. Die in folgerichtiger Führung der Handlung oder in überzeugender Darlegung der

Charaktere begründete Spannung in der Entwicklung ersetzt er durch Häufung von Abenteuern. Eine ungenierte Mischung von Zufall und Übermenschlichkeit des Helden motiviert und löst alle Konflikte. Für die Kombinationsgabe, Sinnesschärfe, Wirkens- und Körperkraft Mays gibt es keine Unmöglichkeit. Unzählige Male scheint May unrettbar dem Tode geweiht; er gefällt sich darin, die gefahrdrohenden Umstände derart zu häufen, daß selbst für einen Zauberer kein Entrinnen mehr möglich scheint; aber in dem Moment, wenn der todbringende Streich fallen soll, geht der Bedrohte, die ärgsten Trümpfe seiner Widersacher übertrumpfend, kalt lächelnd und ohne daß ihm ein Haar gekrümmt ist, aus der Affäre. May schreibt in der Ichform; also sind wir von vornherein sicher, daß er alles übersteht. Und es ist ihm wahrlich zu gönnen. Selbstlos, gutmütig, ganz von modern-humanem Geiste erfüllt, dabei ein frommer Christ und ein guter Patriot, tritt seine phänomenale Überlegenheit in eine um so heldenhaftere Beleuchtung, als er sich selbst seiner grimmigsten Feinde höchstens durch einen betäubenden Faustschlag erwehrt. Ein Hauptreiz der Mayschen Schriften, die auch Ort und Situation lebendig aufzurollen verstehen, liegt für die Jugend in der originellen Weise, wie ein moderner Deutscher ohne alle Romantik unter Wilden oder Barbaren seine nüchtern-menschlichen Absichten mit der Selbstverständlichkeit zivilisierter Zustände durchsetzt. Eine Fahrt auf der elektrischen Bahn von Radebeul nach Dresden kann nicht sicherer und selbstverständlicher verlaufen, als eine wochenlange Reise durch Wildnisse unter täglichen Gefahren. Wenn all diese unglaublichen Dinge mit der Schalksmiene eines Münchhausen oder dem Humor eines Jules Verne vorgetragen [182] würden, so könnte manches Stück aus den Mayschen Büchern erträglich sein. Aber die unverfälschte Großmäuligkeit, die ernst genommen sein will, ist nie so widerlich in die Erscheinung getreten. Mit der gespreizten Bescheidenheit eines Taschenspielers läßt er überall durchscheinen, daß diese unerhörten Heldentaten für ihn, Karl May (oft auch für ihn, den Deutschen), doch ganz selbstverständlich seien. Die auf Verblüffung angelegten Abenteuer absorbieren alles Interesse sowohl des Lesers als des Autors. Was nicht direkt im Dienste seiner Absicht steht, ist für May nicht vorhanden. So eingehend und anschaulich er unter Umständen das Lokal schildert, nirgends weiß er uns den Charakter der Landschaft, der ihr an sich zukommt und eigentümlich ist, empfinden zu lassen; die Landschaft ist nur der Abenteuer wegen da. Und so ist es auch mit den in den Reiseromanen auftretenden Menschen. Teuflische Bosheit und lichte Tugend, die sich gern unter rauher Hülle verbirgt, stehen einander gegenüber, was natürlich, abgesehen von allen sonstigen Vorteilen, für eine wirkungsvolle Gestaltung der Abenteuer sehr förderlich ist. Gern wird eine komische Figur eingeführt, gewisse, immer wiederkehrende Redensarten werden dieser oder jener Person in den Mund gelegt; aber von einer tieferen psychologischen Erfassung der Menschennatur kann ebensowenig die Rede sein, wie von einer ethnologischen der Menschenrassen.

Die Indianergeschichten in vornehmem Gewande, von denen hier einige aufgezeigt worden sind, halte ich für erheblich schädlicher als die 25-Pfennig-Hefte. In keiner Hinsicht stehen jene höher als diese. Aber während diese mit dem – wohlverdienten – Makel des Wertlosen und Schädlichen unwidersprochen behaftet sind, erfreuen sich jene der allseitigsten Empfehlung. Der namhafte Verlag, der hohe Preis, die gute Ausstattung an Papier und Druck, mitunter sogar an Bildern, die Anschaffung für Schülerbibliotheken, [183] der Platz in Verzeichnissen empfehlenswerter Jugendschriften – all das trägt dazu bei, in Eltern und Kindern den Wahn zu erzeugen, die Lektüre dieser Bücher sei eine für die Bildung ersprießliche Tat, gleichwertig dem Lesen unserer Dichter. Ich will nicht von der Wirkung auf Sittlichkeit und Intellekt reden, aber sicher ist, daß keine Lektüre dem Einfluß der Dichtkunst hemmender entgegenarbeitet, als diese auf öde Stoffgier spekulierende Literatur der Abenteuer und des Mordes.

Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs

Von Dr. Hermann Cardauns

[196]



An irgendeiner der zahlreichen Stellen, wo Taxil sich als berufsmäßiger Lügner über das verehrliche gläubige Publikum lustig macht, hat er gesagt (ich zitiere dem Sinne nach): Wenn er sich an den Hafen von Marseille stelle, unverwandt ins Wasser gucke und dann verkünde, er habe einen großen Tintenfisch gesehen, so würde das Publikum bald überzeugt sein, den Tintenfisch selbst gesehen zu haben. Der Mann hatte recht, und wenige Jahre darauf habe ich die Probe auf das Exempel gemacht in der Karl May-Geschichte.

Der Leser braucht nicht zu befürchten, daß ich beabsichtige, ihn mit den zahllosen Windungen dieser Seeschlange zu langweilen. Hier kommt es mir zunächst darauf an, die hypnotisierende Wirkung zu zeigen, welche eine immer wieder mit eherner Stirn wiederholte Erfindung zu üben vermag und im Fall May auch geübt hat. Einige Bemerkungen über den Gang der Handlung aber werden unvermeidlich und einige kuriose Zwischenfälle auch demjenigen [197] Leser willkommen sein, der im übrigen mit Herrn Mays Abenteuern verschont bleiben möchte.

Den Anlaß, mich auf diese Abenteuer einzulassen, hat nicht etwa ein Auftrag der Firma Bachem gegeben, welche nach Ansicht eines meiner Gönner wegen der Lorbeeren der Mayschen Verleger nicht schlafen konnte und deshalb den Redakteur der Kölnischen Volkszeitung ausschickte, um den Skalp des großen Häuptlings zu erbeuten; ebensowenig war ich jemals Agent seiner Prozeßgegner, wie man zu vermuten die Güte hatte, sondern den Anlaß hat mir mein verstorbener Kollege Dr. Huppert gegeben; von ihm habe ich *anno* 1900 beim Münchener Gelehrtenkongreß das erste Wort von dem Gerüchte gehört, May habe neben anständigen und sogar frommen auch pornographische Romane geschrieben.

Der Fall reizte mich. Karl May war durch eine Reihe von Reiseromanen, die in den achtziger und neunziger Jahren im Regensburger Deutschen Hausschatz gedruckt wurden, auch in katholischen Kreisen bekannt geworden; vollends die Buchausgabe seiner Romane, die später bei Fehsenfeld in Freiburg i. Br. erschien, wurde viel gelesen und in der Presse ohne Unterschied der Partei und Konfession günstig besprochen. Nicht ganz mit Unrecht. Sie standen bei aller wilden Phantastik doch hoch über den tollen Indianer-, Räuber- und Mordgeschichten, mit denen sonst die Jugend gefüttert wird, und ich selbst haben diesen Unterschied in einer Besprechung der ersten Bände der Sammlung anerkennend hervorgehoben; der Wortlaut liegt mir nicht mehr vor, nach meiner Erinnerung enthielt sie auch kritische Bemerkungen, die natürlich in den May-Reklamen fehlen. Dabei kann ich es sehr gut verstehen, wenn das Anwachsen der Buchausgabe auf einige Dutzend Bände allmählich ganz andere Urteile nahe legte und wenn namentlich Pädagogen immer mehr zu der Ansicht kamen, diese Anhäufung von unerhörten Abenteuern [198] mit einer Masse von Mord und Totschlag könne auf jugendliche Gemüter verderblich wirken. Die Hauptsache aber war der bis dahin fast unbekanntes Umstand, daß Herr May, der sich im Deutschen Hausschatz als Katholik gab und in einem Literaturkalender als Katholik aufgeführt war, dessen Bücher an sämtliche deutsche Ordinariate verschickt und von einigen Bischöfen empfohlen wurden, auch grob unsittliche Romane geschrieben haben sollte. Das konnte mir nicht gleichgültig sein, schon weil mit Sicherheit vorauszusehen war, daß eines Tages die konfessionelle Ausbeutung nicht ausbleiben würde. So trat ich der Sache näher und stellt mit recht viel Mühe und Zeit folgende Tatsachen fest:

Von May sind genau in derselben Zeit, zu welcher er im Deutschen Hausschatz für Marienverehrung und den Primat des Papstes eintrat, in dem mehr als bedenklichen Dresdener Kolportage-Verlag F. G. Münchmeyer (Inhaber seit 1899 A. Fischer) fünf Riesenromane von teilweise riesenhafter Unsittlichkeit erschienen, einer unter seinem Namen, einer unter dem stolzen Pseudonym Kapitän Ramon Diaz de la Escosura, die übrigen anonym, aber zweifellos und unbestritten von ihm herrührend. Bei der Entdeckung dieses Sachverhalts hatte die Firma Pustet, der Verlag des Deutschen Hausschatz, schon in den neunziger Jahren mit ihm gebrochen; sie hat dies später (1901) auch zur öffentlichen Kenntnis gebracht. In einer im gleichen Jahre spielenden Zeitungsfehde hat May behauptet, seine „vollständig sittenreine

Originalarbeiten“ seien von dem Dresdener Verlag ohne seine Kenntnis mit Unsittlichkeiten gespickt worden; irgendwelchen Beweis trat er nicht an, und der Verleger Fischer bestritt es aufs entschiedenste.

Die Ergebnisse meiner Untersuchung stellte ich in einem Vortrag über literarische Kuriosa und dann (April 1902) in einem mit Belegen versehenen Aufsatz „Herr Karl May von der anderen Seite“ in den Historisch-politischen Blättern [199] zusammen. Der Erfolg war vollkommen. Die ganze deutsche Presse hat, wenn auch hier und da mit neben der Sache liegenden kleinen Bosheiten, mir zugestimmt. Ein Freund Mays, der mich öffentlich angriff und unter ausdrücklicher Berufung auf May eine Räubergeschichte über die Kölnische Volkszeitung erzählte, sah sich durch Klageandrohung zum Widerruf veranlaßt; eine anonyme, handgreiflich von May geschriebene oder inspirierte Broschüre führte zu einer Klage der Kölnischen Volkszeitung gegen den betreffenden Verleger, deren Verhandlung mit glattem Widerruf unter Uebernahme der sehr beträchtlichen Kosten endete. Herr May selbst aber – schwieg! Damit konnte ich zufrieden sein.

Jahrelang habe ich mich seitdem um Herrn May fast nur dann noch gekümmert, wenn seine sonstigen Gegner von mir Auskunft erbat. Zu diesen Gegnern gehörte auch Dr. Paul Schumann, der im Dresdener Anzeiger Herrn May die unangenehmsten Dinge sagte und sich dabei auch auf mich bezog. Zur Strafe hat May den „protestantischen Redakteur“ öffentlich gerüffelt, daß er die „wüsten Hetzereien seines ultramontanen Antipoden“ empfehle, und seine Entrüstung darüber ausgesprochen, „daß ein hyperultramontaner Redaktionspapst sich einbilde, der Herr und Meister der ganzen katholischen Kirchen- und Laienschaft zu sein“. Das war im November 1904. Merkwürdigerweise hat May ein Vierteljahr später seine Einschätzung meiner Person gründlich verändert: Am 22. Februar 1905 schrieb er mit „in höflichster Hochachtung“ einen langen Brief mit dem Ersuchen, ihm bei seinem Bemühen, seine unsittlich verfälschten Romane „sofort und für immer verschwinden zu lassen“, als „Kenner, Sachverständiger und Zeuge“ zur Seite zu stehen.

Ich habe diese mich ehrende Einladung nicht beantwortet, fühlte überhaupt keinen Beruf, mich nochmals in die Angelegenheiten des Herrn May zu mischen, bis zwei Jahre später, [200] im Herbst 1906, eine große, allem Anschein nach vollkommen planmäßig vorbereitete Aktion zur „Rehabilitierung“ Mays einsetzte. Und damit komme ich zu meinem eigentlichen Thema, der „Hypnotisierung“ der Presse. Ein bayerisches Blatt bewies in nicht weniger als zwölf Artikeln (sie erschienen auch als Broschüre unter dem Titel Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie von Heinrich Wagner, Passau 1907), ich sei leider „einseitig informiert worden“ und May habe sich gerichtlich vollkommen reingewaschen. Ein Chor anderer Blätter stimmte ein. Als Beweis diente 1. ein schon 1903 abgeschlossener Vergleich zwischen May und dem Dresdener Verleger Fischer, in welchem letzterer erklärte: „Dafern in den Schriften des Herrn May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stamme das nicht aus der Feder des Herrn May, sondern sei von dritter Seite früher hineingetragen worden“; 2. Die Berufung auf einen von May gegen die Witwe Münchmeyer angestregten Prozeß, den er in erster und zweiter (und Anfang 1907 auch in dritter Instanz) gewonnen habe.

Die Gläubigkeit, mit welcher man auf diese Rettungsaktion hereinfließ, ließ nichts zu wünschen übrig. In der May freundlichen Presse tauchte nicht der leiseste Zweifel auf, daß nun alles in Ordnung sei, und in den nächsten Monaten habe ich recht viel zu hören bekommen. „Die Unschuld Mays wird in überzeugender Weise nachgewiesen ... Sein Sieg ist vollständig und bedingungslos ... May ist in allen Instanzen glänzend gerechtfertigt worden ... Der Nachweis von Mays Unschuld ist als gelungen zu betrachten ... May hat die Wahrheit aller seiner Behauptungen bewiesen und den Prozeß auf der ganzen Linie gewonnen ... May hat glorreich gesiegt, seine Feinde aber liegen im Staube, zertreten und zerschmettert.“ So ging es weiter in allen Tonarten. Persönlich wurde ich meist glimpflich behandelt und höflich eingeladen, nun der Wahrheit die Ehre zu geben; [201] nur vereinzelt wurde mir zu Gemüte geführt, ich sei „gerichtet“, denn „der bekannte Chefredakteur in Köln ist von seinem Redaktionsthron herabgestiegen, er ist »gegangen« und hat nun im Privatleben Muße nachzudenken, ob seine Handlungen eines Christen würdig sind“.

Nun ja, ich habe „nachgedacht“. Sehr erleichtert wurde mir das Denken durch Prozeß- und sonstige Akten, welche leider nicht zur Kenntnis der May-Presse gelangt waren. Das Ergebnis dieser Aktenstudien war: Die ganze angebliche gerichtliche „Rehabilitation“ war ein ungeheurer Bluff, eine Dämpfung der öffentlichen Meinung, deren Kühnheit man Anerkennung zollen muß. Ich habe diesen zweiten Akt meiner Unterhaltung mit May & Cie. ganz knapp wieder in den Historisch-politischen Blättern (140. Band, 4. Heft)

behandelt. Hier nur das Wesentlichste; wer sich für die Einzelheiten interessiert, mag sie dort nachlesen.

1. Der erwähnte Vergleich zwischen May und Fischer existiert, aber in die richtige Beleuchtung tritt er erst durch ein von den Parteien einige Monate vorher vollzogenes notarielles Protokoll. In demselben überläßt May fünf Schundromane nebst einigen anderen Schriften seinem Prozeßgegner Fischer zur freien Verfügung mit allen Urheber- und sonstigen Rechten, jedoch hat Fischer bei Neuauflagen die seiner Ueberzeugung nach etwa anstößigen Stellen zu entfernen! So protokolliert am 11. Februar 1903. Später hat May gerichtlich erklären lassen, dieses Protokoll sei ihm durch Drohungen mit Enthüllungen über sein Vorleben abgezwungen worden. Zwei Jahre später (22. Februar 1905) schreibt mir Herr May, der Zweck seiner Prozesse sei, die Schundromane „verschwinden zu lassen“ und „verwahrt sich auf das energischste gegen alle derartigen Sittenzeugnisse“ (Fischers). Und wieder zwei Jahre später (17. Februar 1907) hat das am Wohnsitz Mays (Radebeul bei Dresden) erscheinende Radebeuler Tageblatt bitterlich geklagt, Fischer fahre „mit der Herstellung des [202] abgrundtief unsittlichen und gemeinschädlichen Schundes fort“. Ja, warum denn nicht? Er hatte ja 1903 dazu von May protokollarisch die Erlaubnis bekommen; ob in den Schundromanen „anstößige Stellen“ standen, war vollkommen seiner „Ueberzeugung“ überlassen; von dieser „Ueberzeugung“ hat er – nach dem Radebeuler Tageblatt – Gebrauch gemacht und die Schundromane neu aufgelegt. Abscheulich, schändlich, meinetwegen, aber mit Genehmigung Mays! Die Herren hatten sich eben gezankt und verglichen: May überließ Fischer die Schundromane „zur freien Verfügung“ mit einer lächerlichen, rechtlich gleichgültigen und tatsächlich wirkungslosen Klausel, Fischer stellte ihm dafür eine Ehrenerklärung *in puncto* Unsittlichkeit aus und ließ dann „den abgrundtief unsittlichen Schund“ kaltblütig weiter drucken! Wenigstens nach dem Radebeuler Tageblatt. Später sind die Herren sich wieder in die Haare geraten, darüber ist Fischer gestorben, und dann hat May sich mit seinen Erben vertragen. Er verfehlte nicht, sich auch von diesen bescheinigen zu lassen, die Unsittlichkeiten in seinen Romanen rührten von anderen bösen Leuten her; schade nur, daß die Erben bzw. ihre Vormünder nicht gut wissen konnten, was denn eigentlich vor zwanzig bis dreißig Jahren mit Mays „sittenreinen Originalen“ geschehen war.

2. Ebenso interessant wie bei dem Vergleich mit Fischer gestaltete sich das Ergebnis bei den drei Urteilen, die May in seinem Prozeß mit der Witwe Münchmeyer erstritt. Wohlgermerkt handelte es sich in beiden Prozessen um Zivilklagen. Gegen Fischer klagte May wegen angeblicher Verletzung seiner Urheberrechte an den Schundromanen, gegen die Witwe Münchmeyer auf Rechnungslegung über den Ertrag derselben. In drei Instanzen hat das Gericht auf Rechnungslegung erkannt, auf weiter nichts. Von einer Entlastung Mays wegen der Unsittlichkeiten ist in allen drei Urteilen nicht mit einem Worte die Rede, wie [203] denn auch dieser Punkt gar nicht Gegenstand der Klage war. Und aus diesen Zivilerkenntnissen, bei denen es sich einzig und allein um den Gewinn Mays aus den Schundromanen, einzig und allein um Taler, Groschen und Pfennige handelte, hat seine Presse den Beweis seiner vollkommenen Unschuld, seinen vollständigen und bedingungslosen Sieg hergeleitet! Entweder kannten diese Herren die Urteile, und dann haben sie gelogen, oder sie kannten sie nicht, und dann haben sie eine Lüge ohne Prüfung nachgesprochen. Irgendein Freund Mays hatte ihnen vorgeredet, er habe den Tintenfisch gesehen, und dann sahen sie ihn auch!

Herr May hat meine zweite Abhandlung in den Historisch-politischen Blättern mit nicht weniger als vier Flugblättern im schlimmsten Pamphletstil beantwortet. Mit ungetrübter Heiterkeit habe ich aus denselben erfahren, daß ich nach Ansicht des Herrn May ein „goldiges Baby“, eine „Münchmeyersche Soxhletflasche“ und „der Hanswurst der Frankfurter Zeitung“ sei. Auch seine Presse hat ihm ihre Spalten weit geöffnet, und da habe ich die schlimmsten Dinge zu hören bekommen. Auf meine aktenmäßigen Feststellungen antwortete er nichts, sie sind weder von ihm noch von den ihm ergebnen Blättern auch nur mit einem Worte widerlegt worden, weil sie eben nicht widerlegt werden konnten. Trotzdem haben seine Deklamationen Erfolg gehabt, worüber ich mich keinen Augenblick getäuscht habe. *Mundus vult decipi!* [Die Welt will betrogen sein!]

Die liberale Presse, die mir fünf Jahre vorher kräftig sekundiert hatte, zog diesmal mit verschwindenden Ausnahmen tiefes Schweigen vor – aus Gründen, über die ich nur Vermutungen habe. Einige katholische Blätter traten entschieden auf meine Seite, einige wenige, die im ersten Augenblick hereingefallen waren, haben ehrlich widerrufen, so die Germania; andere aber haben, unter sorgfältiger Ignorierung meiner Beweise, fortgefahren, mit Herrn May durch dick und dünn zu gehen. Der von P. Ansgar [204] Pöllmann

in der Zeitschrift Ueber den Wassern erbrachte unanfechtbare Nachweis, daß May in seinen Romanen sich stark mit fremden Federn geschmückt, nämlich aus fremden Reisewerken ohne Zitat tüchtig abgeschrieben hatte, blieb ohne durchschlagende Wirkung. Als „Rehabilitierter“ konnte May für denselben Deutschen Hausschatz, der ihn vor die Tür gesetzt hatte, wieder einen Roman schreiben (übrigens hat die Herrlichkeit nicht lange gedauert und der Name May ist längst wieder aus dem Hausschatz verschwunden), und noch am 9. Dezember 1909 konnte May im Schießgrabensaal zu Augsburg, „mit tosendem Beifall begrüßt“, „unter stürmischem Beifall“ eine Rede halten.

Seitdem hat sich bekanntlich das Blättchen gründlich gewendet. Was die bündigsten Beweise nicht zu erreichen vermochten, das haben die später einsetzenden Enthüllungen über Mays Personalien fertig gebracht. Hier lege ich Wert auf die Feststellung: Was jetzt unwidersprochen über Mays schwere Bestrafungen an den Tag gekommen ist, war mir längst bekannt, schon vor einer Reihe von Jahren durch kurze Notizen in sächsischen Zeitungen, später auch aktenmäßig. Ich habe der Versuchung widerstanden, davon öffentlich Gebrauch zu machen; ich habe die Polemik gegen Karl May, unter strengster Aufschließung der persönlichen Momente, lediglich mit sachlichen Gründen geführt. Mays Freiheitsstrafen fallen in seine Jugendzeit, und ich glaubte davon absehen zu sollen, seine Glaubwürdigkeit durch Rückgreifen auf seine Jugendsünden zu erschüttern. Andere Leute sind weniger zurückhaltend gewesen, und erst diese Enthüllungen haben dem unglücklichen Manne den Rest gegeben. Seine Rolle ist ausgespielt, seine Beleidigungsklagen sind mit seltenen Ausnahmen abgewiesen worden oder versumpft, ohne daß es zum Spruch kam.

Ich selbst bin an diesem Rattenkönig von Beleidigungsprozessen nur einigemal als Zeuge beteiligt gewesen, und [205] gehe auf die Flut von Broschüren und Erklärungen, die namentlich der skandalöse Prozeß May *contra* Lebius in Berlin zutage förderte, nicht ein. Nur ein kostbares Kuriosum. Am 28. September 1910 war ich in der Berufungsklage May *contra* Lebius als Zeuge zum Bonner Amtsgericht geladen. Lebius, der Sekretär der „gelben Gewerkschaften“, hatte May in einem Brief einen geborenen Verbrecher genannt und war vom Schöffengericht freigesprochen worden. Vor der Berufungsverhandlung wurde ich vor das Bonner Amtsgericht geladen, um über die Schundromane Auskunft zu erteilen. Ich traf eine stattliche Versammlung: Kläger und Beklagter, außerdem eine mir unbekannt Dame, vermutlich Mays zweite Frau, und sein Berliner Rechtsanwalt waren persönlich erschienen. Nach dem Schluß der fast zweistündigen, teilweise sehr stürmischen Verhandlung hat Herr May sich noch das Wort zu einer persönlichen Erklärung erbeten und mir dann feierlich versichert, er halte mich für einen Ehrenmann! Zwei Tage später aber stand in einem süddeutschen Blatt ein Bericht, datiert „Amtsgericht Bonn (!), 28. September 1910“, der ein total verzerrtes Bild von der Verhandlung entwarf und mit dem Satz schloß: „Ob das Berliner Berufungsgericht noch Wert auf Aussagen (des Zeugen Cardauns) legt, die erst vorbereitet werden müssen, bleibt abzuwarten.“ Nun, in Berlin scheint man anderer Ansicht gewesen zu sein, denn man hat mich zur Verhandlung im Februar 1911 nach Berlin geladen. Da aber wurde Herr May krank, meine Ladung wurde zurückgezogen, und als die Sache endlich im Dezember zum Spruch kam, war aus mir unbekanntem Gründen eine Wendung eingetreten: Die Frage der Schmutzromane wurde ausgeschieden, kein einziger der betr. Zeugen wurde vernommen, und die bloß eintägige Verhandlung endete mit Verurteilung des Herrn Lebius zu 100 Mark.

Gerade während der Korrektur dieser Zeilen kommt die [206] Nachricht, daß Karl May am 1. April 1912 gestorben ist. Deshalb durch die vorstehenden Ausführungen einen Strich zu machen, wird man mir nicht zumuten. Wer in dieser langen Fehde so im Vordergrund gestanden hat, darf auch nach dem Tode seines Gegners wohl noch ein Schlußwort sprechen und nochmals die Verdächtigung zurückweisen, er habe aus persönlichen Gründen zur Feder gegriffen. Die Person Mays war mir ebenso gleichgültig wie die Interessen seiner Prozeßgegner; gegen ihn aufzutreten veranlaßte mich die pflichtmäßige Absicht, einer ungeheuerlichen Irreführung der öffentlichen Meinung, namentlich auch, aber durchaus nicht ausschließlich, in katholischen Kreisen, entgegen zu arbeiten, und spätere Preßerörterungen haben bewiesen, wie nötig dies war. Seine Versicherung, seine Romane seinen ohne seine Schuld unsittlich verfälscht worden, hat er bis zum Schluß festgehalten, den Beweis habe ich vermißt. Wer ihr Glauben schenken will, mag es tun; aber selbst dann bleibt die Tatsache bestehen, daß er viele Jahre nach dem Druck der Romane verstreichen ließ, ohne gegen die angebliche unsittliche Verfälschung derselben zu protestieren, daß er in demselben Jahre, in welchem er zum Protest gezwungen wurde (1901), von seiner

„über ein Vierteljahrhundert“ umfassenden „Missionsarbeit“ sprach – sie müßte also spätestens 1875 begonnen haben, und sieben Jahre später (1882–87) beginnt der „Missionar“ die gleichzeitige Doppeltätigkeit für einen anrühigen Kolportageverlag und eine angesehene Familienzeitschrift. Von Groll gegen ihn weiß ich mich frei, und ich verkenne nicht den tragischen Zug dieses durch und durch romanhaften Lebens. Nach einer dunkeln Jugend war dieser zweifellos hochbegabte sächsische Webersohn ein reicher und angesehener Mann geworden, Millionen lasen seine Bücher, und ein Teil derselben verdiente, trotz unleugbarer Mängel, gelesen zu werden. Aber er verlangte mehr; er wollte nicht nur ein gewandter Erzähler sein, sondern **[207]** auch Weltreisender, Gelehrter, Dichter, Völkerapostel. Diese maßlose Selbstüberschätzung und die mit ihr verbundene ungeheuerliche Reklame trägt einen großen Teil der Schuld, daß sein Lebensabend zu einer Kette von Preß- und Gerichts-Fehden wurde. Vor langen Jahren habe ich bemerkt, er sei mir in mancher Beziehung ein Rätsel; viele Vorkommnisse späterer Zeit haben mich in der Annahme befestigt, daß die Lösung dieses Rätsels größtenteils in pathologischen Zuständen zu suchen ist.

